Nr. 1.13 · Dez. 2013 · 52. Jhg.

diskus

Frankfurter Student_innenzeitschrift · Bis OF gratis, auswärts 2,5 Euro

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 0
www.nadir.org/infoladen_leipzig

Studieren nach Auschwitz.

in Zusammenarbeit mit der Initiative Studierender am IG Farben Campus

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Le...
Telefon (0341) 3 02 65 ...
www.nadir.org/infoladen_leipzig

3 **Editorial: Studieren nach Auschwitz.**
Texte aus 15 Jahren Auseinandersetzung um die Goethe-Universität und den IG-Farben-Campus

6 **Immer wieder das Gleiche**
Noch einmal zur Geschichte des schönsten Campus Deutschlands …
(2013)

14 **Auschwitz – Monowitz: ein zu bestimmendes Verhältnis**
(2013)

17 **True Colours**
(1999)

22 **Ja, wenn … dann … I.G. Farben**
Die verhinderte Geschichte einer Abwicklung
Interview mit Hans Frankenthal
(1999)

27 **Einweihen, Bewältigen, Wohlfühlen**
Offizielle Eröffnung des IG Farben-Gebäudes
(2001)

29 **Welche Moderne?**
Das I.G.-Farben-Gebäude und die Universität Frankfurt – Plädoyer für eine Demontage.
(2002)

31 **This is not a nice place**
Gegen Hegemonie im IG-Farben Haus
(2004)

37 **Der Behemoth der tolerance**
Kleine Anmerkungen zu einem großen Kunstwerk
(2009)

41 **»Ein Vorschlag zur Güte«**
(2010)

42 **Den IG-Farben ein Antimonument.**
Wie umgehen mit dem Poelzig-Bau?
(2010)

44 **Paradigmenwechsel.**
Anmerkungen zum Umzug der Uni Frankfurt1
(2010)

50 **Zum Jahrestag der Bücherverbrennung 1933**
und dem Scheitern von Universität und Bildung im Nationalsozialismus
(2010)

54 **Bilder aus Auschwitz**
Auszüge aus einem Zeitzeugengespräch mit Wilhelm Brasse
(2012)

59 **De-Education.**
Zum abgebrochenen Versuch einer reflexiven Universität.
(2012)

64 **Monowitz. Nie gehört?**
Zu einer Leerstelle im Gedenken
(2012)

69 **Gegenwart_Monowitz**
Bilder einer Studienfahrt

71 **Impressum**

Editorial: Studieren nach Auschwitz.

Texte aus 15 Jahren Auseinandersetzung um die Goethe-Universität und den IG-Farben-Campus

UNIVERSITÄTS VERLAG INFOLADEN LEIPZIG

Aus gegebenem Anlass ...

Im Jahr 2014 besteht die Goethe-Universität seit 100 Jahren. Die Universitätsleitung nimmt dies zum Anlass einer großen Feier mit begleitendem Programm. Nach dem bisherigen Umgang der Universität mit ihrer Vergangenheit ist zu erwarten, dass die zuweilen euphemistisch als »dunkle Seite der Geschichte« bezeichnete Vergangenheit der Universität kaum zur Sprache kommen wird, mussten doch bis jetzt alle Gedenkorte und -tafeln gegen den vehementen Widerstand der Universitätsleitung durchgesetzt werden. Da der Anlass dazu genutzt werden soll, die Goethe-Universität als Bildungsstandort zu bewerben, die eigene Position im Wettbewerb zu stärken und die positive Identifikation der Studierenden und Mitarbeiter_innen mit »ihrer« Universität zu festigen, ist mit einem Umgang mit der eigenen Geschichte, der darüber hinausginge, die NS-Verwicklungen der Universität durch ein »das gab es auch noch« abzuhaken, nicht zu rechnen.

Zwar wird es eine Ausstellung geben unter dem Titel »verlorene Denker«, die sich dem Schicksal jüdischer Professor_innen widmen soll, aber wie sich das zum restlichen Programm verhält, wird durch die Broschüre zu 100 Jahren Goethe-Universität deutlich.

> »Was hat diese Universität in ihren vergleichsweise kurzen 100 Jahren Geschichte nicht alles erlebt und überlebt: Gründung in privater Trägerschaft am Vorabend des 1. Weltkrieges, Vernichtung großer Teile des Stiftungsvermögens, Rettung in städtische Trägerschaft, erste wissenschaftliche Blüte in der Weimarer Republik, Vertreibung der jüdischen Denker im Nationalsozialismus, das Wunder der Wiedereröffnung nach dem nahezu totalen Zusammenbruch, Rückkehr vieler vertriebener Größen aus dem Exil, Vordenkeruni der 68er-Emanzipation (›Frankfurter Schule‹), Trägerschaft des Landes, Umwandlung in eine Stiftungsuniversität. Die Entwicklung der Goethe-Universität ähnelt einer Fieberkurve mit heftigen Ausschlägen nach oben und unten. Nur eines verlässt sie nicht: eine offenbar unzerstörbare Lebensenergie, die sich jedes Mal aufs Neue entfacht durch die innere Spannung und Reibung ihrer unterschiedlichsten Geister und Kulturen.«[1]

Eine belebte Geschichte also! Mit Höhen und Tiefen. Aber eine »unzerstörbare Lebensenergie«. Was man sich dabei fragen muss, ist allerdings, was da überlebt hat – oder wer. Vor allem in Bezug auf die NS-Geschichte der Universität bedient die Rede von der »unzerstörbare Lebensenergie« ein beliebtes Verdrängungsmuster. Zwar wird die Verwicklung der Institution in die NS-Gesellschaft nicht bestritten, aber das waren dann dunkle Zeiten, die die Institution erlebt hat. Es wird damit so getan, als ob die Universität nicht selbst aktiver Teil dieser Zeit gewesen wäre. Die Universität wird zum passiven Objekt, dass »so einiges erlebt« hat. Dem entsprechend wird die Beteiligung der Universität, ihrer Studierenden und Angestellten am NS-Apparat kaum thematisiert. Die NS-Geschichte der Goethe-Universität scheint sich auf die Vertreibung jüdischer Wissenschaftler_innen zu beschränken, ansonsten passierte anscheinend an der Universität nichts mehr. Worin soll denn diese »Lebensenergie« der Universität bestehen? Dass sie auch im Nationalsozialismus nicht die Tore schloss, sondern sich gut integrierte? Oder ist die Universität mit der Vertreibung der jüdischen Wissenschaftler_innen in einen Dornröschenschlaf gefallen, der erst nach 1945 endete, erst zu diesem Zeitpunkt die »Lebensenergie« also »aufs neue entfacht« wurde?

Zudem ist zu kritisieren, wie umstandslos die NS-Vergangenheit eingefügt wird, in das, was eben sonst noch so passiert ist. Die Konstruktion einer Tradition, die dazu dient, die Goethe-Universität zu bewerben, lässt sich nicht anders durchführen, als die Einbindung der Universität in den NS-Apparat zu einem Ereignis unter vielen einer »belebten« Geschichte zurechtzubiegen oder sie gleich ganz zu verdrängen. Die vom Selbstverständnis abweichenden Momente der eigenen Geschichte werden ausgeschlossen, wo sie sich gar nicht zur Werbung eignen wollen. Zäsuren wie das Rektorat Max Horkheimers nach 1945 kommen in der Jubiläumslogik folglich auch nicht vor. Gerade Horkheimers Rektorat hatte nichts mit einem »Wiederentfachen« »der unzerstörbaren Lebensenergie« der Goethe-Universität zu tun. Horkheimer wollte

» Ziel kann es nur sein, die Idiotie universitärer Vergangenheitsbewältigung publik zu machen und zu hoffen, dass die Studierenden und Mitarbeiter_innen der Universität dem nicht gleichgültig gegenüber stehen. «

nicht einfach eine deutsche Universitätstradition fortschreiben, die sich nicht trennen lässt von dem, was unterm Nationalsozialismus aus ihr wurde, sondern einen Bruch mit dieser Tradition vollziehen. Das wird durch Marketinglogik und universitäre Geschichtsschreibung gar nicht erst erwähnt. Vielmehr wird auch Horkheimer in den Zusammenhang der Universitätstradition gezwängt, in der seine Erwähnung reines Namedropping ist; er wird zum Alleinstellungsmerkmal und Werbeclown erniedrigt.

Besonders abstrus wird die Konstruktion von Tradition, wenn Goethes Name und die »damit verbundenen Werte« zum einheitsstiftenden Moment der Geschichte der Goethe-Universität werden:

> »Zu Goethes 100. Todestag, 1932, verlieh ihr die Stadt Frankfurt den Namen ihres berühmtesten Sohnes. Seitdem bekennt sich die Universität in besonderer Weise zu den Werten, für die Goethe und sein Werk stehen: Offenheit, Liberalität, Interdisziplinarität.«[2]

Wenn nicht auffällt, dass nach 1932 das Jahr 1933 kam, was soll dann eigentlich noch Kritik?

Es stellt sich also die Frage: Wie damit umgehen? Sollte man den offenkundig völlig unangemessenen Umgang der Universität mit ihrer Geschichte skandalisieren? Ist das Marketing der Goethe-Universität einfach nur einer inkompetenten PR-Abteilung geschuldet oder tatsächlich einer Verdrängungshaltung, wie sie in jüngerer Zeit so selbst bei staatlichen Behörden immer seltener praktiziert wurde? So ließen Institutionen wie das Auswärtige Amt ihre NS-Vergangenheit durch »Historikerkommissionen« »aufarbeiten«, freilich erst, nachdem sämtliche Personen, die rechtlich für ihre Verbrechen hätten belangt werden können, nicht mehr Teil dieser Institutionen und größtenteils verstorben waren. Wenn die PR-Verlautbarungen der Universität einfach nur Ausdruck eines ununterbietbar schlechten Marketings sind, was nützt dann Kritik? Geht es darum, der PR-Abteilung der Universität beizubringen, was ein angemessenerer Umgang mit der Universitätsgeschichte wäre, so dass sie ihre Werbeveranstaltungen und Broschüren in Zukunft nicht so gestalten, dass einem die Geschichtsblindheit permanent unter die Nase gerieben wird?

Keine Option kann es jedenfalls sein, zu fordern in die Feierlichkeiten als »kritische Stimme« eingebunden zu werden. Die Integration in diese Veranstaltung würde bedeuten, selbst den Umgang der Universität mit der eigenen Geschichte zu reproduzieren, indem man während der Feiern zum Jubiläum eben auch die »dunkle Vergangenheit« anspricht, als Teil einer belebten Universitätsgeschichte. Ziel einer kritischen Haltung zu den Jubiläumsfeierlichkeiten kann es auch nicht sein, Forderungen zu stellen, die dann von der Universitätsleitung bitte erfüllt werden sollen. Ziel kann es nur sein, die Idiotie universitärer Vergangenheitsbewältigung publik zu machen und zu hoffen, dass die Studierenden und Mitarbeiter_innen der Universität dem nicht gleichgültig gegenüberstehen.

... Texte aus 15 Jahren Auseinandersetzung um die Goethe-Universität und den IG-Farben-Campus

Der Umzug der Frankfurter Goethe-Universität vom Campus Bockenheim auf den IG Farben Campus war von Anfang an von geschichtspolitischen Auseinandersetzungen begleitet. Dass sich auf dem neuen Campus heute Zeugnisse der Geschichte des Ortes finden, ist nicht etwa durch die Universität, sondern gegen sie durchgesetzt worden. Studierende, Überlebende des Konzentrationslagers Auschwitz III Monowitz und das Fritz Bauer Institut setzten sich dafür ein, dass dieser Ort gerade nicht von seiner nationalsozialistischen Geschichte reingewaschen wird, wie der ehemalige Uni-Präsident Meißner es verlangte.[3] Vielmehr versuchten sie einen Umgang der Universität mit dem Ort einzufordern und zu erzwingen, der wenigstens in Ansätzen mit »Aufarbeitung der Vergangenheit« beschrieben werden kann; oftmals erfolglos. Bis heute ist der Grüneburgplatz nicht in Norbert-Wollheim-Platz umbenannt worden, wie es Überlebende forderten. Ebensowenig kam die Universität der Forderung nach, die Gedenkplatte vor dem IG-Farben-Haus stehend statt liegend anzubringen, um ihr die ihr angemessene Aufmerksamkeit zu ermöglichen. Aber immerhin, so muss man sagen: es gibt eine Gedenkplatte, die auf die Verbrechen der IG Farben hinweist und den zehntausenden ermordeten Zwangsarbeitern[4] gedenkt; ebenso gibt es eine Dauerausstellung im IG Farben Haus, die die Geschichte des Hauses dokumentiert; und schließlich gibt es mit dem Norbert-Wollheim-Memorial ein Gedenk- und Dokumentationszentrum, das mit umfangreichen Überlebendenberichten auf die Geschichte der IG Farben hinweist.

Die vorliegende *diskus*-Ausgabe dokumentiert eine Auswahl von Texten aus 15 Jahren geschichtspolitischer Auseinandersetzung um die Frankfurter Goethe-Universität und den IG-Farben-Campus. Sie wur-

den von in der Initiative Studierender am IG Farben Campus assoziierten Personen und Freund_innen verfasst und stellen Momentaufnahmen einer Debatte dar, die immer noch von erschreckender Aktualität ist; auch oder gerade weil die Universität im Jahr 2014 selbstgerecht ihr 100. Jubiläum feiert. Die Texte drehen sich in unterschiedlichem Maße alle um die Frage, was Studieren nach Auschwitz heißen kann; nicht zuletzt an einem Ort wie dem IG-Farben-Campus.

Dabei geht es in den Texten unter anderem um die Architektur des IG-Farben-Hauses und wie mit diesem umgegangen werden sollte, aber auch um die Neubauten, die sich ekelhaft geschichtsvergessen an die älteren Gebäude anschmiegen, um die Geschichte der Interessen-Gemeinschaft Farbenindustrie AG und ihres Konzentrationslagers Monowitz, um den unsäglichen Umgang der jeweiligen Uni-Präsidenten mit dem neuen Campus[5] und um das Engagement Frankfurter Studierender bei den Bücherverbrennungen 1933.

Die Texte stammen aus unterschiedlichen Zeiten und sind von verschiedenen Autor_innen geschrieben worden. Alle diese Texte klären über die Geschichte des IG-Farben-Campus auf und unterstreichen die Bedeutung der geführten Debatten. In den meisten Texten finden sich deshalb auch historische Abrisse, die sich in gewisser Weise wiederholen. Wir haben uns trotzdem dagegen entschieden, diese zu kürzen, auch um zu zeigen, wie oft so mancher Beweis geführt und mancher Hinweis gegeben wurde und doch weitgehend unbemerkt blieb. Die älteren Texte wurden nicht in die neue Rechtschreibung überführt, noch wurden die Texte insgesamt einheitlich gegendert. Wir haben uns dagegen entschieden die Artikel durch Bilder zu illustrieren, insofern es nicht inhaltlich geboten schien. So findet sich nur in zwei Texten Bildmaterial, da dies auch in der Ersterscheinung wesentlich war.

Dieses Heft beginnt mit zwei überblickshaften Texten, die in den letzten Jahren entstanden sind und wesentliche Argumente zusammenfassen. Danach werden in chronologischer Reihenfolge Texte aus 15 Jahren geschichtspolitischer Auseinandersetzung mit der Frankfurter Universität und ihrem IG-Farben-Campus dokumentiert.

Diese *diskus*-Ausgabe entstand durch die Zusammenarbeit der *diskus*-Redaktion mit der Initiative Studierender am IG Farben Campus. Letztere ist ein loser, institutionell nicht näher gebundener Zusammenschluss und Diskussionszusammenhang Studierender der Goethe-Universität Frankfurt. In stark wechselnder personeller Zusammensetzung und mit unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten existiert diese Initiative seit dem Beginn des Umzugs der Goethe-Universität auf den sogenannten Campus Westend. Die von der Initiative geführte Bezeichnung »IG-Farben-Campus« unterscheidet sich dabei bewusst von der offiziellen Namensgebung, um zu unterstreichen, dass die Geschichte der IG Farben, ihre Rolle im Nationalsozialismus und Beteiligung an Krieg, Zwangsarbeit und dem deutschen Massenmord nicht aufhört, uns vor Probleme zu stellen. Die Initiative Studierender am IG Farben Campus versteht sich als Versuch, den – expliziten und impliziten – erinnerungspolitischen Diskurs der Goethe-Universität zu kritisieren und die bewusste Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoah nicht nur im Rahmen einer Gedenkkultur zu führen, sondern auch auf die Institution Universität als ganze zu beziehen. Sie sieht sich dem kategorischen Imperativ verpflichtet, wie er von Theodor W. Adorno formuliert wurde: »Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.«[6]

Wir bedanken uns bei den Autor_innen der Texte, der *diskus*-Redaktion und allen, die dieses Heft ermöglicht haben.

Initiative Studierender am IG Farben Campus, Dezember 2013

Kontakt

ini_igfarben@yahoogroups.de

http://initiativestudierenderamigfarbencampus.wordpress.com/

http://www.copyriot.com/diskus/

***.notes**

#1 Infobroschüre 100 Jahre Goethe-Universität, S. 5.

#2 Ebd., S. 14-15.

#3 Campuservice GmbH (o.J.): Campus History, S. 7, URL: http://www.campuslocation-frankfurt.de/downloads/CS_Campus_History_Westend.pdf

#4 Die Zwangsarbeiter in Monowitz waren ausschließlich Männer, deshalb wurde hier das Maskulinum verwendet.

#5 Zum ehemaligen Uni-Präsidenten Steinberg, der so einige unsägliche Bemerkungen machte, finden sich Anmerkungen in den Texten. Ironischerweise wurde gerade er nun zum Botschafter der Jubiläumsfeierlichkeiten erwählt.

#6 Negative Dialektik, S. 356.

» Vielmehr versuchten sie einen Umgang der Universität mit dem Ort zu fordern und zu erzwingen, der wenigstens in Ansätzen mit Aufarbeitung der Vergangenheit beschrieben werden kann; oftmals erfolglos. «

Immer wieder das Gleiche

Noch einmal zur Geschichte des schönsten Campus Deutschlands ...

Mit dem Einzug der Turm-Fachbereiche in das PEG-Gebäude und umliegende Containerburgen auf dem neuen Campus ist der Umzug der Universität Frankfurt nahezu abgeschlossen. Inwiefern das zu infrastruktureller Überlastung und einer grundsätzlichen Änderung der Studienbedingungen an den entsprechenden Fachbereichen führen wird, wird sich in den nächsten Monaten zeigen und so ist zu hoffen – auch Gegenstand hochschulpolitischer Auseinandersetzungen sein. Auch wenn die hochgradig blamablen Pannen des gesamten Umzugs und die auch architektonisch implementierte autoritäre Wende der gesamten Universitätsverwaltung zur Zeit die drängenderen Themen sind, sollen an dieser Stelle aus gegebenem Anlass noch einmal einige grundsätzliche Bemerkungen zum neuen Campus gemacht werden, die sich auf seine Geschichte beziehen.

Dabei wäre es falsch, Hochschulpolitik – verstanden als Auseinandersetzungen um den Charakter von Universität heute – und Geschichtspolitik – verstanden als Auseinandersetzungen um Formen historischen Erinnerns und Gedenkens – schlechthin voneinander zu trennen. Vielmehr als um die Frage, wie – was auch immer das sein soll – ein sinnvoller Umgang mit der Geschichte des Ortes gefunden werden könnte, geht es darum, diese als einen notwendigen Bezugspunkt von Reflexionen bewusst zu machen, die sich darauf beziehen, was intellektuelle Arbeit, Wissenschaft und Bildung heute sein könnten und was das für ihre institutionellen Bedingungen an der Universität bedeutet. Nicht ohne Grund ist ein zentrales Moment der studentischen Hochschulpolitik am neuen Campus auch der Bezug auf die Geschichte der IG Farben. Und nicht ohne Zufall lässt sich das ganze Elend offizieller Hochschulverwaltung und -vermarktung besonders drastisch erkennen, erinnert man an die Geschichte des Ortes und der Universität als Institution.

Es existiert die Idee, den Platz zwischen Hörsaalzentrum und dem Casino-Anbau symbolisch nach Norbert Wollheim zu benennen – einem Überlebenden des Konzentrationslagers Buna/Monowitz, der in den 1950ern die ersten Entschädigungsklagen gegen die IG Farben angestrengt hatte.[1] Es hat mittlerweile eine mehr als zehnjährige Tradition, an die Geschichte des

Campus zu erinnern, indem der Name Wollheims für solche Widmungen verwendet wird. Im Zuge des Bildungsstreiks und der Besetzung des Casino-Gebäudes im Winter 2009 wurde die Goethe-Universität von Studierenden symbolisch in »Norbert-Wollheim-Universität« umbenannt. Auch nach der gewaltsamen Räumung des Casinos konnten in den folgenden Wochen regelmäßig Workshops im Rahmen der ausgerufenen Norbert Wollheim-Universität stattfinden. Seit 2008 existiert auch das Wollheim-Memorial, das nur deshalb entstehen konnte, weil seit dem Einzug der Universität in das IG Farben-Haus 2001 gefordert wurde, den Grüneburgplatz in Norbert-Wollheim-Platz umzubenennen. Mit dem Namen Wollheim verbinden sich in den letzten zehn Jahren also die Forderungen nach einem bewussten Umgang mit der Geschichte des Ortes sowie mit dem Memorial auch ihr einziger nennenswerter Erfolg. Ist dieses Einfordern – das Bewusstsein darüber, dass sich der historischen Reflexion zu stellen wäre – allzu gut begründet, so droht doch der Name Wollheim alleine auch zu einer Hohlformel zu werden. Das wird vielleicht an einer Anekdote deutlich: Während einer Namenslesung anlässlich des 27. Januars im Foyer des IG Farben-Hauses, einem Versuch also am Befreiungstag von Auschwitz an die hinter abstrakten Zahlen verschwindenden Namen der einzelnen Opfer von Buna/Monowitz zu erinnern, kamen auch zwei Studierende vorbei, die sich darüber unterhielten, dass es hier wohl um »irgendwas mit Norbert Wollheim« ginge.An dieser Stelle wird deshalb noch einmal in sechs Schritten eine grobe Skizze 1. der Bedeutung der IG Farben, 2. ihrer Nachgeschichte, 3. des Umgangs der Universität mit all dem, 4. einer Kritik der universitären Selbstvermarktung an diesem Ort und 5. der Bedeutung für eine politische Kultur an der Hochschule entworfen. Abschließend wird versucht anzudeuten, welche Konsequenzen sich daraus für eine kritische Hochschulpolitik und ein Studium am IG Farben-Campus ziehen lassen könnten. Worum geht es eigentlich jenseits einer Umbenennung?

1. IG Farben im Nationalsozialismus

Auf dem angeblich schönsten Campus Deutschlands, für den sich immer mehr der offizielle Name »Campus Westend« durchsetzt, stehen eben jene Gebäude, in denen bis 1945 die Interessengemeinschaft Farbenindustrie AG, kurz IG Farben, ihren Hauptsitz hatte. Was war die IG Farben und warum wurde sie 1945 von den Alliierten aufgelöst?

Nach mehreren Fusionsschritten bestand ab 1925 unter dem Namen IG Farben ein Zusammenschluss der größten deutschen Unternehmen der Chemie-Industrie wie BASF, Bayer, Hoechst, AGFA und Cassella. Damit bildete die IG Farben praktisch ein Monopol, das zentrale ökonomische Bedeutung in Deutschland hatte und auch international zu einem entscheidenden Akteur wurde.

Ende der Zwanziger ließ der Chemiekonzern den Architekten Hans Poelzig den Hauptverwaltungssitz in Frankfurt bauen. Poelzig schaffte es, dem erforderten Verwaltungsbau gewissermaßen die Ästhetik des Monopols zu verleihen. Genau das meinte Theodor Heuss, als er das Haus 1929 einen »Palast des Geldes« nannte. Diese Formulierung heute noch als Kürzel für die Nutzung des Hauses durch die IG Farben zu verwenden (siehe unten), stellt aber ein grobe Verharmlosung dar.[2]

Denn ab 1933 wurde die IG Farben zu einem der entscheidenden Rackets des Nationalsozialismus. Allerdings nicht weil hinter dem Faschismus das Kapital gestanden hätte: Bis 1933 war die IG Farben vielmehr Angriffsziel des antikapitalistischen Ressentiments der Nazis gewesen. Im Stürmer standen Karikaturen des »Isidor G. Farber« für das international vernetzte jüdische Finanzkapital ein.[3] Die IG Farben waren also nicht – wie in John Heartfields bekannter Collage – die Millionen, die hinter Hitler standen. Von Interesse sind sie vielmehr als Beispiel für den rasanten und bereitwilligen Anpassungsprozess des deutschen Bürgertums an den Nationalsozialismus und seine Bedingungen. Es geht also nicht darum, dass der Nationalsozialismus wesentlich im Akkumulationsinteresse wurzeln würde, sondern darum, wie schnell sich ein Konzern von internationaler Bedeutung, der personell fest in den wissenschaftlichen und ökonomischen Eliten des deutschen Bürgertums verankert war, in die barbarische Krisenlösung der Nazis integrieren konnte.

Erstes Scharnier hierfür waren die zu Beginn der 1930er als Fehlinvestitionen zum Scheitern verurteilten, weil nicht konkurrenzfähigen Produktionen von Leuna und Buna, zwei auf Kohlenstoff basierenden und damit importunabhängigen Alternativen für Gummi und Benzin. Erst Verträge mit den wirtschaftspolitisch an Importunabhängigkeit orientierten Nazis sicherten auf Jahre den Absatz, der im Zuge des Krieges massiv ansteigen sollte. Die IG Farben ließ langjährige jüdische Mitglieder von Aufsichtsrat und Vorstand fallen: 1936 war fast der komplette Vorstand Mitglied der NSDAP und bestand zum Großteil aus bekennenden Nationalsozialisten; alle jüdischen Vorstandsmitglieder waren entlassen worden, darunter auch der Nobelpreisträger Fritz Haber; 1938 war schließlich der gesamte Konzern bis hinunter zu den Angestellten und Arbeitern »judenrein«. Durch die 1935 gegründete »Vermittlungsstelle W« war die IG Farben gemeinsam mit der Wehrmacht ein Motor der Umstellung auf Kriegsproduktion und wurde schließlich auch in die Kriegsplanung und -führung einbezogen. Durch den Zugriff auf Rohstoffe und Vorteile bei der Übernahme großer Teile der chemischen Industrie in den überfallenen und besetzten Ländern profitierte der Konzern unmittelbar von der Expansion des Reichs.

Aufgrund des steigenden Bedarfs am Kautschuk-Ersatz Buna fiel in Verhandlungen der IG Farben mit dem Reichswirtschaftsministerium 1941 der Entschluss, ein neues Werk zu bauen und zwar in Monowitz, einem Ort nahe dem KZ Auschwitz.[4] 1942 wurde die IG Auschwitz gegründet und sollte einmal die größte chemische Industrieanlage Osteuropas werden. Auf der Baustelle wurden neben deutschen Fachkräften und Zwangsarbeitern aus ganz Europa zunehmend auch Häftlinge aus dem Konzentrationslager Auschwitz eingesetzt. Zu Beginn mussten diese täglich einen mehrere Kilometer langen Fußmarsch zur Bau-

stelle zurücklegen, der vielen die letzten Kräfte raubte. Aufgrund dieses »Verschleißes« entschied die Leitung der IG Auschwitz gemeinsam mit der SS noch 1942 die Gründung des Lagers Buna/Monowitz bzw. Auschwitz III – einem firmeneigenen Konzentrationslager. Mindestens 25 bis 30000 Häftlinge – Schätzungen liegen sehr viel höher – fielen hier der Vernichtung durch Arbeit zum Opfer, wurden auf der Baustelle ermordet oder bei einer der Selektionen in die Gaskammern von Birkenau geschickt.Doch nicht nur mit der Ausbeutung von und der Vernichtung durch Zwangsarbeit war die IG Farben am deutschen Massenmord beteiligt: Die Firma DeGeSch, deren Anteilseigner die IG Farben war, verkaufte der SS das Schädlingsbekämpfungsmittel Zyklon B. Ab 1941, nach dem Beschluss der »Endlösung der Judenfrage«, wurde das Giftgas auf Wunsch auch ohne beigemischten Warnstoff geliefert und in den Gaskammern eingesetzt.

Darüber hinaus waren Mitarbeiter der IG Farben auch an Menschenversuchen in verschiedenen Konzentrationslagern beteiligt, vor allem in der Forschung nach einem Mittel gegen Fleckfieber: Hierfür wurden Häftlinge infiziert und mit dem Gegenmittel behandelt; wer beides überlebte wurde ermordet.

Anders als zahlreiche andere deutsche Unternehmen profitierte die IG Farben also nicht einfach von Arisierung und Zwangsarbeit, sondern war aktiv an der nationalsozialistischen Politik und auf zahlreichen Ebenen am Massenmord beteiligt. Das Haus, in dem einige von uns studieren, ist auch das Haus, in dem Entscheidungen hierüber getroffen wurden.

> »Aufgrund dieses »Verschleißes« entschied die Leitung der IG Auschwitz gemeinsam mit der SS noch 1942 die Gründung des Lagers Buna/Monowitz bzw. Auschwitz III.«

2. Die Auflösung der IG Farben

Nach der deutschen Niederlage wurde die IG Farben entflochten, also in die Gründungsfirmen aufgelöst: Agfa, BASF, Bayer, Cassella, Hoechst und andere. Von den 23 bei den Nürnberger Prozessen angeklagten Vorstandsmitgliedern der IG Farben wurden 13 verurteilt. Nach auch vom Bundestag initiierten Amnestie-Gesuchen wurden sie allerdings schon 1951 aus der Haft entlassen, meist um kurz darauf in den neuen alten Firmen wieder im Vorstand zu sitzen.

Als Rechtsnachfolge traten aber nicht die alten Gründerfirmen auf, sondern wurde die IG Farbenindustrie AG in Liquidation (IG Farben i.L.) gegründet, die bis 2003 bestand. Die Ansprüche, mit denen die IG Farben i.L. umgehen sollte, waren keineswegs die der ehemaligen Zwangsarbeiter auf Entschädigung, sondern vielmehr die der Angestellten auf ihre Rente.

Der Verantwortung für die ehemaligen Zwangsarbeiter haben sich weder die Nachfolgeunternehmen noch die Rechtsnachfolge je wirklich gestellt. Eingeforderte Entschädigungszahlungen fanden nur auf öffentlichen Druck hin, für einen eingeschränkten Teil der ehemaligen Zwangsarbeiter und in geringer Höhe statt. Das gilt für die Zahlungen der IG Farben i.L. nach der von Wollheim angestrengten Klage wie auch für die Zahlungen der 2000 gegründeten Stiftung EVZ, an der sich die Nachfolgeunternehmen beteiligten. Nicht die Verantwortlichkeit, sondern wirtschaftliches und nationales Image und das Abwehren möglicher weitergehender Forderungen gaben jeweils den Ausschlag. Das präsentierte man als ein Zeichen guten Willens – ein Schuldeingeständnis war damit ausdrücklich nicht verbunden.

Einige dieser Nachfolgeunternehmen nahmen übrigens im Spätsommer 2009 an einer Tagung der Gesellschaft deutscher Chemiker teil, die im Casino auf dem IG Farben-Campus stattfand. Das Personal der Tagung trug T-Shirts auf die folgender Satz gedruckt war: »Chemiker haben für alles eine Lösung«. Dabei handelt es sich offensichtlich nicht nur um ein schlechtes Wortspiel, sondern um eine bemerkenswerte Fehlleistung und unerträglichen Hohn auf die Opfer.

3. Wohin mit welcher Geschichte?

Nach dem Abzug der US Army, die das Gebäude seit 1945 als europäisches Hauptquartier nutzte, fiel Mitte der 1990er die Entscheidung, die Goethe-Universität in das IG Farben-Gebäude ziehen und auf dem umliegenden Gelände den neuen Campus errichten zu lassen. Das geschah auf Initiative des ehemaligen Uni-Präsidenten Werner Meißner, der auch den Namen »Poelzig-Ensemble« prägen sollte, den er ausdrücklich mit dem Wunsch einer »Reinwaschung von nationalsozialistischen Bezügen«[5] verband. Nach einer derart ungeschickten Aussage entbrannte natürlich Streit. Der folgende Präsident Steinberg überließ es dann dem Senat zu entscheiden, dass das Gebäude weiterhin mit seinem Namen – IG Hochhaus – auf die IG Farben verweisen sollte.

Der Einzug fand 2001 statt, die offizielle Eröffnungsfeier im Oktober und zwar, wie sich der damalige Uni-Präsident Steinberg so unnachahmlich ausdrückte, »im Bewusstsein seiner Geschichte, die in gewisser Weise durchaus eine historische Last darstellt.«[6] So wurde mit der Eröffnung auch eine Gedenkplatte am Eingang des Gebäudes eingeweiht

(rechts von der Treppe), die gegen den ausdrücklichen Wunsch von Überlebenden liegend und nicht stehend angebracht worden ist. Heute ist sie meist mit Fahrrädern zugeparkt, weil die Universität für diese keine verkehrslogisch irgendwie sinnvoll lokalisierten Stellplätze zur Verfügung stellen will.

Der nächste Schritt folgte erst 2003. Mit dem hohen Anspruch, der Geschichte des Gebäudes Rechnung zu tragen, wurde auch die Dauerausstellung Von der Grüneburg zum Campus Westend in den langen, langen Gängen des IG FarbenHauses eingerichtet. Diese beschränkt sich allerdings keineswegs auf die hier relevante Geschichte: So wird die 2007 erschienene Begleitbroschüre auf der Homepage der Uni unter der Überschrift »Was verbindet Goethe mit dem Campus Westend?"[7] beworben – das trifft den Charakter der Ausstellung, die sich derart informiert zeigt, dass sie die für alle Auseinandersetzung maßgebende Geschichte der IG Farben in eine reichlich kursorische Allgemeingeschichte des Ortes versenkt. Hier findet sich dann allerhand Erstaunliches und Auschwitz gehört eben irgendwie auch dazu – aber dann doch bitte auch Goethes Apfelbäume, Heinrich Hoffmanns »Irrenschloss« und schließlich der Auftrag zur hessischen Verfassungsbildung. Man befindet sich eben an einem Ort und in einem Gebäude, »das die dunklen und die hellen Seiten der Geschichte gerade von uns Deutschen zugleich in sich vereinigt«[8] (Roland Koch). Die von hier aus mitverwaltete Beteiligung an der Shoah wird also gerade nicht als Einschneidendes begriffen, das nicht einfach auf die Kette einer chronologischen Geschichtsschreibung aufzureihen ist, sondern im Gebäude sollen »die Brüche der deutschen Geschichte« (Steinberg) zusammenlaufen – derart allgemein als Umbrüche also, dass das Spezifische des Zivilisationsbruchs Auschwitz verlorengeht. Während man sich derart offensiv dem Imperativ der historischen Auseinandersetzung stellt, entblödet man sich dabei nicht, Anekdoten wie die Folgende auszupacken: »hier befand sich vor rund 200 Jahren Goethes Garten. Ein perfekter Ort für die Universität, um im Geiste ihres Namenspatrons zu forschen.«[9] Wie alles was die Universität an Angeboten zur »Aufarbeitung« zu bieten hat, so gilt auch bei der Gedenkplatte vorm Gebäude und der Dauerausstellung in den Gängen, dass die Spuren des öffentlichen Drucks, der stets nötig war um der Universität solche Zugeständnisse abzuringen, weitestgehend getilgt sind und die Universität es vielmehr vermag, sämtliche Kritik zu vereinnahmen. Deutlich wird das an der Entstehungsgeschichte des Norbert-Wollheim-Memorials, das seit 2008 auf dem Campus besteht. Hätte es nicht die Forderung nach einer Änderung der Universitätsanschrift von Grüneburg- in Norbert-Wollheim-Platz gegeben, dann wäre es zu dem Memorial wohl nie gekommen. Die Uni-Leitung reagierte auf die von Überlebenden vorgebrachte und international von Professor_innen und Studierenden unterstützte Forderung nach Umbenennung erstmal mit Kompetenzstreitigkeiten und wälzte jede Verantwortung auf die Seite der Behörden ab. Erst nach jahrelangem Streit kam schließlich die Idee für ein Memorial auf – dass die Universität von sich aus keineswegs einen so naheliegenden Schritt zur Erinnerung an die Opfer der IG Farben angestrebt hatte, verschwindet dabei hinterm Lob »bürgerschaftlichen Engagements"[10] (Steinberg). Der »selbstverständlichen Aufgabe offen und kritisch mit der Geschichte der IG Farben umzugehen« (ebd.) widmete sich die Universität aber eben erst nach öffentlichem Druck und nach langer Verhandlung. In der zuständigen Kommission wurde dann ein Entwurf beschlossen, der das IG Farben-Haus selbst völlig unangetastet ließ: Im Pförtnergebäude am Rande des Campus war noch Platz. Statt der Möglichkeit, auch in Konfrontation mit den Auflagen des Denkmalschutzes ein Memorial mit dem IG Farben-Haus selbst in eindeutige Beziehung zu setzen, wurde eine Lösung durchgesetzt, die im Rahmen einer »beeindruckenden künstlerischen Konzeption« (ebd.) die beeindruckende Wirkung des Gebäudes unangekratzt ließ, sich dieser vielmehr unterordnet und einfügt. Um hier nicht missverstanden zu werden: Es wäre keineswegs zu wünschen, dem monumentalen Gebäude ein monumentales Mahnmal entgegenzusetzen. Es ist eine entscheidende Qualität des Wollheim-Memorials Abstand zu Formen der Erinnerung zu halten, die auf Überwältigung setzen. Konsequenterweise wäre es aber die Monumentalität des IG Farben-Gebäudes gewesen, mit der man hätte brechen müssen.

Die inhaltliche Gestaltung verdankt sich der Zusammenarbeit des Fritz-Bauer-Instituts mit Studierenden,

» Der Einzug fand 2001 statt, die offizielle Eröffnungsfeier im Oktober und zwar, wie sich der damalige Uni-Präsident Steinberg so unnachahmlich ausdrückte, »im Bewusstsein seiner Geschichte, die in gewisser Weise durchaus eine historische Last darstellt«. «

Mitarbeiter_innen der Universität und vor allem auch den Überlebenden, die bereit waren über Buna/Monowitz zu sprechen. So steht hier nun auch keineswegs die Arbeit des Memorials zur Kritik – wohl aber, wie sich die Universität auf eine Arbeitsteilung verlässt, die solchen Institutionen das Erinnern an die nationalsozialistische Geschichte des Hauses überlässt, ohne sich als Institution selbst in irgendeiner Form damit zu konfrontieren.

4. Was für eine Uni an diesem Ort?

Mit welchem Selbstverständnis präsentiert sich aber Universität an diesem Ort? Für die Pointe des folgenden Arguments wird man etwas weiter ausholen müssen – es bezieht sich auf eine Entwicklung, die sich durch die Amtszeiten dreier Präsidenten zieht und mit Werner Meißner beginnt. Dessen Versuch mit dem kunstgeschichtlich angehauchten Begriff des »Poelzig-Ensembles« eine »Reinwaschung von nationalsozialistischen Bezügen« zu unternehmen rief wie gesagt Ärger hervor. Und mittlerweile weiß man sogar bei der CAMPUSERVICE GmbH, dass Meißners diskursiver Fehltritt »provokativ« und ungeschickt war, und lässt den armen Mann fallen wie eine heiße Kartoffel – allerdings nur um dann in derselben Imagebroschüre eine Seite später erleichtert zu verbuchen, dass mit »dem Einzug der Universität (...) die mahnende Erinnerung an das Dritte Reich zu schwinden und sich das negative Image zu verändern«[11] scheint.

Kein Wunder, denn der Meißnersche Versuch, mit universitärer Identitätsstiftung an den ästhetischen Rang von Architektur »an sich«, als der Geschichte gegenüber gleichgültiger Kunst anzuknüpfen hat in den folgenden Jahren und bis heute zahlreiche Neuauflagen erfahren.

2001 ließ man als erstes die Geistes- und Kulturwissenschaften auf den neuen Campus und in das IG Farben-Gebäude einziehen. Mag einem diese Nutzung auf den ersten Blick vielleicht sinnvoll erscheinen, so macht der schale Pathos dieser Geste alles zunichte: Steinberg sprach sogar davon, dass aus dem »Palast des Geldes, später dem Palast der militärischen Macht, (...) der Palast des Geistes werden«[12] sollte. Nicht im Widerspruch zum Gebäude und seiner Geschichte, nicht mit dem Anspruch kritischer Reflexion zog die Uni hier ein, sondern im dezidierten Einklang mit der gewürdigten »architektonischen Meisterschaft des von Hans Poelzig entworfenen Bauwerks« (ebd.): Der Geist sollte sich die Repräsentativarchitektur, die zuvor den IG Farben gedient hatte, unmittelbar zu eigen machen. So kehrt hier die Reinwaschung wieder: Wer wollte denn bei der proklamierten Verschmelzung von Poelzigs künstlerischer Leistung, dem repräsentativen Ausdruck des Gebäudes und dem universitären Geistesglanz noch an den verwalteten Massenmord, die »nationalsozialistischen Bezüge« denken? Dieser gereinigten Identität sollen sich auch die neu gebauten und zu bauenden Areale des Campus einfügen. Sie beziehen sich nach Vorgabe der Bauherren explizit auf die Architektur Poelzigs. Am anschaulichsten wird das wohl an der fortgeführten achsialen Struktur von IG Farben-Haus und Casino wie auch der Anlehnung der Fassadengestaltung an das von Poelzig verbaute Travertin. Auch der für den Plan des Ausbaus verantwortliche Architekt Ferdinand Heide griff die Formulierung Steinbergs vom »Palast« auf und visionierte hier einen »Ort des Geistes«[13]. In der Beilage zur Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 13. Februar 2011 verstieg man sich sogar zur Überschrift vom »heiteren Ort des Geistes«[14]. Solcher Bezug auf Architektur als zeitloser Kunst und ihr ungebrochenes Weiterführen wird am besten schlicht als geschichtslos benannt. Offenkundig wird das an einer Äußerung Steinbergs, in der er die klinische Reinlichkeit des neuen Campus nicht mit dem Heer an Putz- und Gartenpersonal, sondern mit der »zivilisierenden Kraft der Ästhetik«[15] erklärte – dass von hier aus der Zivilisationsbruch der Shoah mitverwaltet wurde, scheint da vernachlässigbar zu sein. Der aktuelle Präsident Müller-Esterl hat sich bisher mit Äußerungen zur Geschichte der IG Farben auffallend zurückgehalten. Er versucht hingegen zwanghaft, sich ein Profil als Kunstfreund zu schaffen, führt aber gerade damit die von Meißner und Steinberg vorbereitete Linie der Geistesbeflissenheit fort. Gleichzeitig fallen bei ihm aber derartige Kunst- und Vergangenheitspolitik unmittelbar zusammen. Ein Beispiel hierfür liefert die im Sommer 2009 aufgestellte Skulpturengruppe T.O.L.E.R.A.N.C.E. von Guy Ferrer. Damit wurde eine Tradition eröffnet, denn seit 2009 dient der IG Farben-Campus regelmäßig als Ausstellungsfläche raumgreifender Skulpturen. Dabei ist es wohl kein Zufall, dass im Falle der Arbeit Ferrers ihr naiver Appell an Toleranz einerseits ausdrücklich in Beziehung zur Geschichte der IG Farben gesetzt wurde, gleichzeitig aber auch als Kunstwerk vor dem eben als kunstvoll verstandenen Gebäude positioniert wurde: »Ein Wort das wir sagen wollen ist Toleranz, aber ein Wort ist auch Kunst.«[16] (Müller-Esterl) Oder wie es ähnlich pointiert der Künstler selbst ausdrückte: »Today we are just converting, you know, the unhappy in happy. Etc, etc.«

» Der Geist sollte sich die Repräsentativarchitektur, die zuvor den IG Farben gedient hatte, unmittelbar zu eigen machen. «

(Guy Ferrer, ebd.) Heitere Kunst gegen traurige Barbarei eintauschen – ein Geniestreich vergangenheitspolitischer Imagepflege.

5. Die Verwaltung des Geistes gegen die Bockenheimer Horden

Über ein Jahrzehnt schon drückt sich die Ästhetisierung des IG Farben-Campus als Strategie einer Umwidmung von »schlimmer Vergangenheit« in herrlichen Geist aus. Die Tatsache, dass unter 300 Befragten die Goethe-Uni auch mit dem diffus kulturell-wertvollen »Umzug in ›alte‹ Gebäude« assoziiert wird, sorgt mit dafür, dass sie sich »im Konzert sehr guter deutscher Universitäten (...) ein achtbar gutes Image bescheinigen«[17] kann. Die Musealisierung der Hochschule sorgt dabei zugleich auch dafür, dass jede studentische Aneignung des Campus ausbleibt. Nach über zehn Jahren finden sich wenn überhaupt, dann nur zarte Keime einer studentischen Öffentlichkeit – dem, was einmal als Herzstück demokratischer Universität verstanden wurde.

Neuerdings scheinen sich allerdings die vergangenheits- und ordnungspolitischen Dimensionen des Ästhetisierungsdiskurses zunehmend zu verschränken. In der Debatte um die Casinobesetzung 2009 wandte sich die Verknüpfung von künstlerischer Weihe und historischer Hygiene unmittelbar gegen Studierende, als nämlich der Präsident in einem Leserbrief wegen der an Rahmen von Georg Heck-Werken und eben auch am Poelzig-Gebäude entstandenen Schäden den etwas peinlichen Versuch unternahm, eine Parallele von Bildungsprotesten und nationalsozialistischen Kampagnen gegen »entartete« Kunst nahezulegen: Denn wo »Kunstwerke geschändet werden, ist die Freiheit in Gefahr«[18], so Müller-Esterl in einem Pathos von der Stange. Und weiter: »Welches Maß an Geschichtsvergessenheit müssen die Randalierer haben, wenn sie in ihrer Zerstörungswut nicht einmal Halt machen vor einem von den Nazis verfolgten Künstler?«[19] Man mag zur Casino-Besetzung und den mit ihr einhergegangenen Sachbeschädigungen stehen wie man will – fraglich ist in jedem Fall, was für eine Art von Zivilisiertheit den »Randalierern« entgegensteht, wenn ein Universitätspräsident in derart projektiv aufgeladener Sprache (»Schändung«, »Zerstörungswut«) eine gezielte Zerstörung von Kunstwerken herbeiredet, die niemals stattgefunden hat, während er selbst doch in diesem Zusammenhang einen Polizei-Einsatz zu verantworten hat, bei dem ohne Notwendigkeit absichtsvoll Körper verletzt und Wehrlose gedemütigt wurden?[20]

Solche Plattitüden wären der Rede nicht weiter wert, käme es mittlerweile nicht häufiger zu den sich überschlagenden Vergleichen von wie auch immer motivierten Sachbeschädigungen innerhalb der Universität mit Aktionen der Nazis – so kürzlich im Rahmen des Umzugs-Jour fixe der Fachbereiche 03 und 04. Laut einem offenen Brief verschiedener studentischer Organisationen soll Dekanin Professorin Friebertshäuser dort nächtliche Sachbeschädigungen im AfE-Turm mit den antisemitischen Novemberpogromen assoziiert haben. Während Friebertshäuser diese groteske Verbindung als spontanen Ausdruck wohl beim selben Treffen noch und dann auch öffentlich wieder zurückgezogen hat, übernahm es der Dekan Professor Neckel nachzulegen und in einem kühnen argumentativen Sprung einen Zusammenhang zur Kritik am Universitäts-Umzug durch die Vertretung der Studierenden-

» Die nationalsozialistischen Verbrechen waren barbarisch – und dennoch, darauf ist zu beharren, fanden sie inmitten von Kultur statt. «

schaft herzustellen: Die Kritiker, die er damit implizit für die von ihm fantasierte – nämlich allein durch ein flapsiges Graffiti bewiesene – Bedrohung durch »marodierende Männerhorden« in Haftung nahm, sollten doch einmal Adornos und Horkheimers Elemente des Antisemitismus und zudem die Studien zum autoritären Charakter lesen. Neckel legt es also darauf an, eine logisch wie sachlich nicht haltbare und bewusst schwammige Assoziationskette von demokratischer Hochschulpolitik, Sachbeschädigungen in öffentlichen Gebäuden und Nationalsozialismus in Gang zu setzen und in Gang zu halten. Darauf beharrte er auch noch auf Nachfrage der Frankfurter Rundschau.[21] Lohnt es sich überhaupt noch, dem argumentativ etwas zu entgegnen?

Solche rhetorischen Manöver zeugen nicht nur von den intellektuellen Kurzschlussreaktionen gestandener Akademiker_innen, sondern auch von deren miserablem Bewusstsein davon, was der Nationalsozialismus war: Man scheint ihn allen ernstes als den Einfall von Barbaren zu erinnern, dem irgendeine Form gesitteten Benehmens und lauterer Kultur entgegenzuhalten wäre. Dass der Nationalsozialismus aber gerade das nicht war, sondern sich inmitten von Kultur und Zivilisation ereignete, die zivilisierte Barbarei und nicht Barbarei unmittelbar war, scheint man genau an der Universität vergessen zu haben, die den Autoren der Dialektik der Aufklärung einen Gutteil ihres Renommées und im Hochschul-Ranking jeden Punkt bei der Zitations-Anzahl verdankt.

Die Äußerungen der Professoren Meißner, Steinberg, Müller-Esterl und Neckel liefern das Panorama

eines Denkens, für das der Nationalsozialismus nicht in einem Kontinuum mit der Geschichte von Zivilisation, Kultur und Aufklärung zu begreifen und zu reflektieren ist, sondern in dem Nazis mit projektiv aufgeblasenen zerstörungswütigen Barbaren in eine Kategorie fallen – dem was nicht an unsere schöne Uni passt. Wo sich diese Rhetorik auch noch gegen die politische Initiative von Studierenden wendet, zeigt sich, dass nicht die Studierenden geschichtsvergessen sind, sondern das Personal der Universitätsleitung.

Wie sehr aber das Bewusstsein über den Nationalsozialismus in den leitenden Rängen der Universitätsverwaltung dem Dünkel entspricht, sich als kultiviertes Subjekt über Hooligans erhaben zu wissen, wird an dem aufschlussreichen Statement des StädelVize-Direktor und Professor Jochen Sander deutlich, der Müller-Esterl in der Debatte um die Casino-Besetzung als Kunstexperte sekundierte. Er sprach von der Universität an diesem Ort als einer »Teufelsaustreibung«[22] – er meinte damit die kunst- und bildungsbeflissene Insitution, die im Gegensatz zu den »Randalierern« das Gebäude in seinen Augen offenbar einer Art Exorzismus unterzieht und die bösen Nazi-Geister austreibt. Damit sind wir dort wieder angekommen, wo wir die ganze Zeit schon waren: bei der »Reinwaschung von nationalsozialistischen Bezügen«.

6. Goethes Gespenster

Aber was ist nun falsch daran? Warum soll man nicht diesen Ort Kunst und Geist, Bildung und Schönheit widmen? Warum nicht selbstbewusst Kultur gegen die nationalsozialistische Barbarei in Anschlag bringen? Die nationalsozialistischen Verbrechen waren barbarisch – und dennoch, darauf ist zu beharren, fanden sie inmitten von Kultur statt. Daran änderten eben nichts die deutschen Universitäten, die sich auch in Frankfurt mit sämtlichen Disziplinen am deutschen Faschismus beteiligten. Hiervon zeugt nichts am neuen Campus. Warum wurde beispielsweise nicht schon längst eine Ausstellung, wie sie in Bockenheim in der Neuen Mensa hängt, in den 1980ern von Studierenden erarbeitet und dort angebracht, auf den neuen Campus mitgenommen? Die aufklärerische Mission einer Universität, die als Festung des Geistes einen Gegenpol zur Geschichte der IG Farben bilden soll, dabei aber ihre eigene Geschichte vergisst, ist keinen Pfifferling wert.

Bildung im Bewusstsein von Geschichte würde eben nicht die Frage »Was hat Goethe mit dem Campus Westend zu tun?« stellen, sondern – überspitzt formuliert – auch: Was hat Goethe mit Auschwitz zu tun? Goethe selbst sicher nichts, aber eine Kultur, die ihn ehrte, war unfähig, die Verbrechen in den Konzentrationslagern zu verhindern und daran beteiligt.

Die Universität Frankfurt ist übrigens erst seit 1932, seinem 100. Todestag, nach Johann Wolfgang Goethe benannt. Ganz bestimmt nicht, weil Faschisten ihr diesen Namen gaben: Die Tatsache aber, dass schon ein Jahr später Frankfurter Studierende unter Beifall ihrer Professoren auf dem Römerberg Bücher verbrannten und alle Rückbesinnung auf die Tradition nichts dagegen ausrichten konnte, ja nicht einmal im Widerspruch dazu stehen musste – das nötigt mehr als alle seine Apfelbäume zu der Frage, was es heißt an diesem Ort noch im Sinn Goethes zu studieren. Das historische Grauen, das mit dem Ort des neuen Campus verbunden ist, wäre auf das wissenschaftliche Denken selbst zu beziehen und nicht der Geist souverän als erhaben zu behaupten. Was heißt es, hier im Sinne des Namenspatrons zu forschen, in der Tradition der Aufklärung noch denken zu können?

» Einen Campus, der mit Auschwitz verbunden bleibt, beharrlich als den schönsten Europas zu beschwören ist Aberglaube, keine Aufklärung. «

Auf das eigene Scheitern müsste Bildung reflektieren, die es ernst meint mit dem Widerstand gegen Barbarei. Dagegen hilft es nicht, mit klangvollen Anrufungen von Kunst, Kultur und Geist jede Erinnerung an das Grauen austreiben zu wollen, das doch zum notwendigen Bezugspunkt allen Denkens geworden ist. Einen Campus, der mit Auschwitz verbunden bleibt, beharrlich als den schönsten Europas zu beschwören ist Aberglaube, keine Aufklärung.

Was nun?

Historische Reflexion von der universitären Sachzwangverwaltung argumentativ einzuforden ist dabei sicherlich aussichtslos. Dabei werden nur die Phrasen und Hohlformeln herauskommen, die durch die Mangel der Abteilung für Marketing und Kommunikation gegangen sind. Aber Bedingungen zu erhalten und zu schaffen, die Einzelnen – das heißt eben den einzelnen Studierenden – eine solche Reflexion ermöglichen, das würde sich lohnen. Kritisches – und das heißt eben auch selbstkritisches – Denken braucht Zeit und Raum. Bleibt zu hoffen, dass sich diese Bedingungen weiterhin auch an diesem hässlichen Campus finden lassen. Oder sie sich von Neuem genommen werden.

Johannes Rhein,
Initiative Studierender am IG Farben-Campus

Zuerst erschienen in der *AStA-Zeitung* FFM (01/2013). Überarbeitete Fassung des gleichnamigen Artikels in der *AStA-Zeitung FFM* (04/2010).

*.notes

#1 Man hört für diesen Platz gelegentlich die polemische Bezeichnung »Appellplatz«, die aber entschieden abzulehnen ist. Der Begriff wird vor allem im Zusammenhang mit der Folterpraxis der Zählappelle in Konzentrationslagern verwendet – es ist deshalb völlig absurd und fahrlässig, ihn auf den IG Farben-Campus zu beziehen.

#2 Es ist aber mit Sicherheit auch falsch, Poelzigs Architektur als »proto-faschistisch« zu bezeichnen. Es gibt genügend Gründe, seine Architektur zu kritisieren. Der Faschismus-Vorwurf zählt nicht dazu.

#3 Vgl.: Borkin, Joseph: Die Unheimliche Allianz der I.G. Farben. Eine Interessengemeinschaft im Dritten Reich. Frankfurt/New York1990, S.56.

#4 Siehe dazu den Artikel von Nikolas Lelle in dieser Zeitung.

#5 CAMPUSERVICE GmbH: CampusHistory, o.J., S. 7.

#6 Präsidium der Universität Frankfurt: Dieser Ort ist Geschichte. Einweihung des Campus Westend, 2004, S. 35.

#7 URL: »http://www.muk.uni-frankfurt.de/38672477/112?«.

#8 Präsidium der Universität Frankfurt: Dieser Ort ist Geschichte, S. 40.

#9 Präsidium der Universität Frankfurt: Studienführer, August 2010, S. 5.

#10 Rede von Prof. Rudolf Steinberg anlässlich der Eröffnung des Norbert Wollheim Memorial Memorial, URL: http://www2.uni-frankfurt.de/38673088/212-Wollheim_Er__ffnung.pdf

#11 CAMPUSERVICE GmbH: CampusHistory, S.8.

#12 Präsidium der Universität Frankfurt: Dieser Ort ist Geschichte, S.33.

#13 URL: »http://ebn24.com/index.php?id=27793«.

#14 Goethe-Universität Frankfurt. Vorsprung durch Autonomie. Verlagsbeilage in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (13. Februar 2011), S. B6.

#15 IHK-WirtschaftsForum 03/2008, S. 29.

#16 In einem Video des Youtube-Channel der Goethe-Universität, URL: »http://www.youtube.com/user/GoetheUniversitaet#p/a/u/1/2G6oFfygCk0«.

#17 UniReport 2/2012, S.2. Freilich ist die Rede vom Umzug in alte Gebäude Schwachsinn – zum Einen besteht der Großteil des neuen Campus aus Neubauten, zum andern ist das Jügel-Haus in Bockenheim gute 15 Jahre älter als das IG FarbenHaus.

#18 Die Zeit (30.12.2009).

#19 URL: »http://www.muk.uni-frankfurt.De/38673362/265«; Georg Hecks Werke galten den Nazis als »entartet«; Hans Poelzig verstarb kurz vor der geplanten Emigration.

#20 Siehe dazu: Video zur Räumung des Casinos, URL: »http://vimeo.com/8032263#at=0".21« URL: »http://asta-frankfurt.de/aktuelles/offener-brief-praesidiumdekanate-fachbereiche-03-04«.

#21 Vgl.: Hanning Voigts: Nazi-Vergleiche empören Studierende, Frankfurter Rundschau (21.2.2013).

#22 Das Youtube-Video der Goethe-Universität zur Casino-Besetzung, in dem Jochen Sander diese Formulierung brachte, scheint mittlerweile nicht mehr online zu sein.

Auschwitz – Monowitz: ein zu bestimmendes Verhältnis

»*Diese Vergangenheit nicht zu kennen heißt, sich selbst nicht zu begreifen.*« (Raul Hilberg im Vorwort zur deutschen Ausgabe seines Werks Die Vernichtung der europäischen Juden)

I.

Im inneruniversitären Frankfurter Diskurs weisen seit dem Umzug der Universität auf den sogenannten Campus Westend verschiedene Gruppen immer wieder auf das Konzentrationslager Monowitz hin. Sie betonen, dass es wichtig ist, sich mit Monowitz als eigenständigem Konzentrationslager auseinanderzusetzen; gerade auch, um damit die Verbindung mit dem IG Farben Campus begreifen zu können. Die Schwierigkeit besteht darin, Monowitz in seiner Besonderheit zur Sprache zu bringen, ohne aus dem Blick zu verlieren, dass Monowitz eines der Konzentrationslager Auschwitz' war. Im Folgenden sollen einige Überlegungen zum Verhältnis von Auschwitz und Monowitz angestellt werden.

II.

Im deutschen Gedenkdiskurs gibt es Leerstellen. Hinter einem abstrakten Gedenken an »das Geschehene« herrscht gähnende Leere: Informationslosigkeit. Selbstverständlich wissen alle, dass das Menschheitsverbrechen Auschwitz eine Katastrophe und dass diesem zu gedenken ist. Aber kaum jemand hat sich mit der Geschichte der Vernichtung der europäischen Jüd_innen auseinandergesetzt; geschweige denn mit den Bedingungen der Möglichkeit dieses Zivilisationsbruchs. Normalität soll entstehen – oder ist entstanden (?) – auf den Ruinen einer Gesellschaft mit der die gegenwärtige nichts zu tun haben soll; Stunde Null. Im Katechismus der deutschen Jugend, den schon niemand mehr zu schreiben braucht, scheint geschrieben zu stehen, man habe schon genug davon gehört, sei

hinlänglich in der Schule informiert und mit der Geschichte malträtiert worden. Bilder kenne man zur Genüge. Auf Nachfrage herrscht Stille. Es scheint, als habe sich das Gefühl der Übersättigung eingestellt ohne das auch nur ein Happen gegessen wurde. Kein gutes Zeichen. Die Erinnerung an das, was in Auschwitz und anderswo geschah, wird zur Pflicht; Auschwitz selbst zur leeren Metapher.

III.

Das prägt auch die Rezeption von Überlebendenberichten. Die bekanntesten Überlebenden des KZ Monowitz, Primo Levi und Jean Améry, schreiben beide in ihren Berichten von Auschwitz, obwohl doch beide im KZ Monowitz waren. Sicher, das KZ Monowitz, auch Auschwitz III-Monowitz, gehörte zu Auschwitz, befindet sich am östlichen Rand der Stadt Oświęcim. Trotzdem stellt sich unweigerlich die Frage, warum diese Berichte in Auschwitz spielen müssen, um rezipiert zu werden. Das verweist auf die Notwendigkeit das Verhältnis von Auschwitz und Monowitz zu bestimmen.

IV.

Auschwitz ist zum Symbol für den systematischen, industriellen Massenmord an den europäischen Juden geworden. Das hängt damit zusammen, dass wichtige Berichte von Zeugen und Geflohenen, die den Alliierten bereits im Krieg übermittelt werden konnten, aus Auschwitz berichten. Der Karski-Bericht ist vielleicht der Berühmteste; man sollte aber auch Rudolf Vrbas Bericht nicht vergessen, der 1944 aus Auschwitz-Birkenau fliehen konnte und dessen Bericht bereits im selben Jahr veröffentlicht wurde. Das hat wesentliche Aufarbeitungsprozesse und Entnazifizierungsstrategien der frühen Nachkriegsjahre mitbestimmt und Auschwitz in das öffentliche Interesse gerückt. Außerdem wurde Auschwitz von der Roten Armee befreit bevor die Deutschen die Möglichkeit hatten es komplett zu zerstören. Durch das Engagement Überlebender konnte Auschwitz dann vergleichsweise früh (1947) schon als Gedenkstätte und museales Informationszentrum eröffnet werden. Auch der Auschwitz-Prozess in den 60er Jahren hat eine wichtige Funktion als erster im großen Stil medial wahrgenommener Prozess zu einem bestimmten Konzentrations- und Vernichtungslager gehabt. Schließlich spielt auch die TV-Serie Holocaust zu wesentlichen Teilen in Auschwitz. Medial viel beachtet und weit diskutiert, schrieb sich Auschwitz als Symbol ein.

V.

Neben dieser (Gedenk)Diskursebene vereinigt Auschwitz aber auch wesentliche Aspekte der Vernichtung der europäischen Juden und konnte auch aus diesem Grund zum Synonym für die Shoah werden. Eben weil Auschwitz nicht ein Lager war, sondern ein Amalgam aus Arbeits-, Konzentrations- und Vernichtungslager vereint es wesentliche Aspekte der Shoah. Auschwitz zu analysieren, heißt, die Shoah wie durch ein Prisma zu betrachten. Sicherlich kann das nicht bedeuten, dass andere Vernichtungslager nicht mehr untersucht werden müssten. Das wäre absurd. Aber es kann erklären, warum Auschwitz eine so starke Aufmerksamkeit erfahren konnte.

VI. Die Konzentrationslager Auschwitz

Wer vom KZ Auschwitz redet, redet korrekterweise von den Konzentrationslagern Auschwitz. In Oświęcim gab es drei Hauptlager und über 40 Nebenlager.
Das sogenannte Stammlager, historisch das erste Lager in Auschwitz, wurde 1941 gegründet und diente zu Anfang der Internierung von russischen Kriegsgefangenen (POW) und Pol_innen. Über dem Lagereingang ist der Satz »Arbeit macht frei« angebracht. Der Lageralltag war durch Arbeit, Folter, Appelle und Hunger bestimmt. Hier wurden erste Gasversuche gemacht und das erste Krematorium gebaut. Seiner Funktion und Arbeitsweise nach ist es mit Dachau und Buchenwald vergleichbar.
Das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau befindet sich vom Stammlager 3 Kilometer entfernt. Gebaut um zu vernichten, stellt Birkenau das dar, was Moishe Postone mit dem Begriff »der Negation einer kapitalistischen Fabrik« fassen wollte: eine Fabrik, deren Aufgabe die Vernichtung war. Hier wurde der millionenfache Massenmord ausgeführt.

» Im Katechismus der deutschen Jugend, den schon niemand mehr zu schreiben braucht, scheint geschrieben zu stehen, man habe schon genug davon gehört, sei hinlänglich in der Schule informiert und mit der Geschichte malträtiert worden. «

Weitere 6 Kilometer entfernt befindet sich das Konzentrationslager Monowitz. Es war ein sogenanntes Arbeitslager. Errichtet, um die Baustelle der IG Farben mit Arbeitern zu versorgen, wurden hier zehntausende Menschen ermordet: durch Selektionen, durch die katastrophalen Lebens- und Hygienebedingungen und durch Vernichtung durch Arbeit.

VII. Das Verhältnis von Auschwitz und Monowitz

A| Monowitz ist ohne Auschwitz nicht denkbar.

Die Entscheidung in Oświęcim das Industriegelände der IG Farben zu errichten, kann sicherlich auch auf die günstigen Rohstoff-Bedingungen und die gute Verkehrsanbindung zurückgeführt werden. Man darf aber nicht unterschätzen wie sehr das nahe gelegene Konzentrationslager Auschwitz auf die Entscheidung gewirkt hat. Der IG Farben war klar, dass sie hier eine geradezu nie versiegende Quelle an Zwangsarbeitern zu erwarten hatten. Das Abkommen zwischen der SS und dem Direktorium der IG Farben regelte die Zustände im Konzentrationslager Monowitz bis ins Detail. Eine Höchstzahl an gemeldeten Kranken wurde vereinbart; mit der Möglichkeit bei Bedarf eine Selektion durchführen zu können und »überschüssige« Kranke im benachbarten Vernichtungslager Birkenau zu vernichten. Das reibungslose Funktionieren dieses KZ ist nicht zuletzt auf die organisatorische Einbindung in den Lagerkomplex Auschwitz zurückzuführen.

B| Monowitz ist nur mit Auschwitz nicht denkbar.

Die Zusammenarbeit zwischen der IG Farben und der SS schuf allerdings eine Verbindung von Interessen, die so bis dahin einzigartig war. Das Interesse an Ausbeutung und produktiv genutzter Arbeit konnte hier auf eine barbarische Weise mit dem Interesse die Juden von der Erde zu tilgen vereint werden. So war es möglich diese Menschen noch bis in den letzten Atemzug genutzt zu haben und ihre Vernichtung doch nie aus dem Blick zu verlieren. Allein mit Ausbeutung ist das nicht zu erklären. Arbeit war hier ein anderes Mittel zur Vernichtung – aber ein spezifisch anderes. Arnold Daghani spricht deshalb von »Arbeits- und Todeslagern«. Dieses spezifische Mittel der Vernichtung durch Arbeit ist in seiner Besonderheit zu untersuchen und mit dem nationalsozialistischen Credo des »Arbeit macht frei« zu vermitteln.

VIII.

Es bleibt die Notwendigkeit auf die Eigenständigkeit von Monowitz hinzuweisen, ohne das bestimmte Verhältnis von Auschwitz und Monowitz aus dem Blick zu verlieren.

Nikolas Lelle

Zuerst erschienen in: *Asta-Zeitung*, FFM (01/2013).

UNRAST – Neuerscheinung

Reiner Fenske

Vom ›Randphänomen‹ zum ›Verdichtungsraum‹

Geschichte der ›Rechtsextremismus‹forschungen seit 1945

190 Seiten | 16 Euro | ISBN 978-3-89771-539-4

Das Buch geht von der Beobachtung aus, dass eine völlige Konfusion über Begriffe und Begriffsinhalte in den Forschungen zur ›extremen Rechten‹ vorherrscht. Indem die Wissens- und Begriffsgeschichte des ›Rechtsextremismus‹ im Kontext des Kalten Krieges geschrieben wird, zeigt sich, in welchem politisch hochgradig umkämpften Feld sich verschiedene Ansätze herausbilden, behaupten bzw. marginalisiert werden.

Als öffentlich besonders wirkmächtig hat sich dabei im Gefolge der Totalitarismustheorie die ›Extremismustheorie‹ erwiesen, die seit etwa Mitte der 1970er Jahre zur offiziellen Deutungslinie für den ›Rechtsextremismus‹ wurde. Das hat bis heute erhebliche Ausblendungen und Verkürzungen zur Folge. Diese sind teils schon im Begriff ›Extremismus‹ an sich angelegt, teils werden sie aber auch verstärkt durch eine wissenschaftspolitische Einflussnahme seitens der Politik sowie staatlicher Behörden.

UNRAST Verlag Postfach 8020 | 48043 Münster
Tel (0251) 666293 | info@unrast-verlag.de | www.unrast-verlag.de

WIDERSPRUCH 63

Bildung und Marktregime

Demokratie und Bildung; Exzellenz statt Chancengleichheit; Dynamik und Defizite berufsorientierter Bildung; Brückenangebote, Geringqualifizierte und Prekarität; Gender Studies; Unternehmerische Hochschule; Autonome Schule; Politische Bildung in den Gewerkschaften; Bildungsproteste; Bildungsökonomie; Schulische Selektion und Arbeitsmarkt

U. Brand, V. Polito, K. Weber, P. Dehnbostel, S. Künzli, R. Scherrer, H. Lindenmeyer, L. Fankhauser, W. Schöni, A. Dietschi, Diskussionsgruppe ASZ, C. Goll, L. Abujatum Berndt, P. Streckeisen, T. Ragni

Diskussion

E. Borst: Schwarmintelligenz – eine Kritik
U. Klemm: Lernen im Horizont der Weltgesellschaft
R. Bossart: Bildung als Inklusionsutopie
U. Mäder / H. Schmassmann: Wertfreie Forschung?

224 Seiten, € 18.– (Abo. € 27.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8031 Zürich
Tel./Fax +41 44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

WOLLEN SIE SO DUMM BLEIBEN, WIE SIE SIND?

Dann greifen Sie, liebe Schülerin, lieber Schüler, werte Frau Studentin, werter Herr Student, ruhig weiter zu den Stapeln hochglänzender Makulatur an Ihrem Zeitungsstand. Suchen Sie Lektüre, die Ihre Vorurteile stört und Sie zum Denken neuer Gedanken provoziert, machen wir Ihnen ein Angebot, das Sie nicht ablehnen können: Ein **Schüler/Schülerinnen-** beziehungsweise **Studierenden-Abo für 35 Euro** (statt 45 Euro). An den rauhen Ton, der hier herrscht, werden Sie sich gewöhnen.

konkret
Lesen, was andere nicht wissen wollen.
Jeden Monat am Kiosk.
www.konkret-magazin.de

True Colours

In der Diskussion um den Einzug der Universität in das I.G. Farben-Gebäude und den adäquaten Umgang mit dessen Geschichte sind etwas überspitzt formuliert zwei einander gegenüberstehende Positionen auszumachen: Während die Vertreter der einen glauben, durch die verschleiernde Umbenennung in Poelzig-Ensemble (als handele es sich um sein Wohnhaus) und das Anbringen einer Gedenktafel sei die Vergangenheit »bewältigt« und somit vergessen,[1] scheinen die anderen den Versuch zu unternehmen, das Bauwerk selbst für das, was darin geplant und verwaltet wurde, haftbar zu machen – so als hätte Poelzig 1927 die Rolle der I.G. Farben im Nationalsozialismus antizipiert und ihr in vorauseilender Zustimmung architektonisch Ausdruck verliehen; mit einem Wort: Das Gebäude sei protofaschistisch.

Von der schlichten These ausgehend, dass groß gleich monumental und monumental gleichbedeutend mit Herrschaft sei, ist zwar der angeblich faschistoide Gehalt von Poelzigs Architektur in der Tat schnell bewiesen, der verbrecherische Charakter der I.G. Farben enthüllt sich durch diese Etikettierung jedoch nicht. Mystifizierung war noch selten hilfreich und ist es auch in diesem Fall nicht. Was damit in erster Linie – wenn auch sicher unbeabsichtigt – bewirkt wird, ist, dass über die Geschäfte der I.G. Farben selbst kaum mehr gesprochen wird, es keine handelnden Personen und keine Kapitalinteressen mehr gibt, sondern nur noch ein Gebäude, das dunkel von Macht und Herrschaft wispert und dessen Wände schlimme Geschichte ausdünsten.

Farbenlehre

Aus diesem Grund erscheint es sinnvoll, etwas Aufklärung zu betreiben und zunächst sehr kurz und zugegebenermaßen nicht eben vollständig Geschichte und Struktur der I.G. Farben vor 1933 zu schildern: Die I.G. Farben AG entstand 1925 durch den Zusammenschluss der Firmen BASF, Bayer, Hoechst (mit Cassella und Kalle), Agfa, Weiler-ter-Meer und Griesheim-Elektron. Diese Firmen übertrugen ihr Vermögen gegen die anteilige Gewährung von Aktien der BASF, die sich dann anschließend in I.G. Farbenindustrie Aktiengesellschaft umbenannte. Der Konzern umfasste die gesamte deutsche Teerfarbenindustrie sowie alle mit ihr zusammenhängenden Bereiche, wie zum Beispiel Stickstoffdüngemittel, Sprengstoffe, Arzneimittel,

Auf welche Weise demonstriert Poelzig die wirtschaftliche Potenz des I.G. Farben-Konzerns?

photographische Erzeugnisse, Kunstseide, Lösungsmittel und Lacke und noch so vieles andere mehr, dass es hier nicht alles aufgezählt werden kann. Organisatorisch war der Konzern zwar in fünf regionale Betriebsgemeinschaften gegliedert, der Verkauf jedoch zentralistisch in sechs Produktsparten zusammengefasst.

Treibende Kraft hinter der Entstehung der I.G. war Carl Duisberg, der Direktor von Bayer Leverkusen, der diesen Plan schon seit 1904 verfolgte, um die beherrschende Stellung der deutschen chemischen Industrie auf dem Weltmarkt zu sichern. Aufgrund des Rohstoffmangels, der durch den Ersten Weltkrieg nicht nur nicht behoben, sondern entgegen allen Plänen um ein vielfaches verschlimmert worden war, stand die chemische Industrie in Deutschland vor der Notwendigkeit, natürliche Rohstoffe durch künstlich hergestellte zu ersetzen. Schon vor 1914 bekannte Verfahren wie zum Beispiel die von Fritz Haber entwickelte Ammoniaksynthese (Ammoniak diente als Grundstoff für Düngemittel und Sprengstoffe und ersetzte den bis dahin gebräuchlichen Chilesalpeter) wurden während des Ersten Weltkrieges mit staatlicher Unterstützung zur industriellen Einsatzreife gebracht. Durch den Krieg musste die chemische Industrie zwar zunächst Umsatzeinbußen hinnehmen – ihr Anteil an der chemischen Weltproduktion sank von vierundzwanzig auf siebzehn Prozent, die Verluste durch Enteignungen usw. betrugen fünfzig Prozent – allerdings hatte der Krieg auch einen Innovationsschub zur Folge, der die negativen Auswirkungen relativ leicht verschmerzen half. Der ebenfalls kriegsbedingte Konzentrationsprozess führte 1916 zunächst zur Gründung der sogenannten »kleinen« I.G., einem noch losen Zusammenschluss weitgehend selbständig bleibender Firmen, bis sich diese dann 1925 in einer Aktiengesellschaft – eben der I.G. Farben – zusammenschlossen. Deren Firmenpolitik war durchaus expansiv, was sowohl zu weiteren Fusionen und Beteiligungen führte, als auch zur Gründung zahlreicher Kartelle sowie dem Abschluss anderer preis- und absatzregelnder Verträge. Ziel war dabei zum einen die Ausweitung der ohnehin schon monopolartigen Stellung, zum anderen die Einflussnahme auf die rohstofferzeugende Industrie, wie zum Beispiel den Bergbau. Ihren höchsten Beschäftigungsstand erreichte die I.G. Farben 1928 mit 114.185 Beschäftigten. In diesem Jahr verlegte sie den Sitz ihrer Hauptverwaltung nach Frankfurt, eine Gunst, für die die Stadt einiges springen ließ: Nicht nur stellte sie das Grundstück zur Verfügung – was die Verlegung und somit den Neubau der bis dahin dort befindlichen Städtischen Irrenanstalt erforderlich machte – sie stellte auch den Bau von etwa dreihundert neuen Wohnungen speziell für I.G. Farben-Angestellte in Aussicht und zwar in zwei neu zu errichtenden Siedlungen in unmittelbarer Nähe des Firmensitzes.

Die Frage nach der Anmutungsqualität

Und so ist das I.G. Farben-Haus: ein großes Büro- und Verwaltungsgebäude, geplant für den damals größten deutschen Konzern von einem der zu dieser Zeit berühmtesten deutschen Architekten. Nicht mehr und nicht weniger mit allen sich daraus ergebenden – auch mörderischen – Implikationen. Dass ein solches Bauwerk notwendig von Herrschaft spricht, liegt am Kapitalismus und ist eine ziemlich banale Feststellung. Interessanter scheint mir allerdings eine Untersuchung der von Poelzig zu diesem Zweck eingesetzten Mittel: Auf welche Weise demonstriert Poelzig die wirtschaftliche Potenz des I.G. Farben-Konzerns?

Das Gebäude entstand von 1929–31 auf der Grundlage eines beschränkten Wettbewerbs, an dem auf Einladung der I.G. sechs Architekten mit fünf Entwürfen teilnahmen. Außer Hans Poelzig waren dies Paul Bonatz, ein Vertreter der traditionalistischen Stuttgarter Schule, Fritz Höger, der Architekt des berühmten Hamburger Chilehauses und Exponent eines stark regionalistisch geprägten (norddeutschen) Backsteinexpressionismus, Jacob Koerfer, ein Kölner Architekt und Bauunternehmer mit wenig künstlerischer Reputation aber großen Erfahrungen im Bau von Verwaltungsgebäuden, sowie der Frankfurter Stadtbaudezernent Ernst May zusammen mit Martin Elsaesser, dem künstlerischen Leiter des Hochbauamtes. Die beiden letztgenannten waren die einzigen dezidiert modernen Architekten und wohl nur deshalb eingeladen, um eine Brüskierung der Stadt Frankfurt zu vermeiden. Leider liegt mir von den ausgeschiedenen Wettbewerbsbeiträgen nur der von May und Elsaesser vor, aber nach allem was ich von Koerfer, Bonatz und Hoeger bis jetzt so gesehen habe, ist uns da vermutlich viel erspart geblieben.

Die Frage ist nun, warum die nur mit IG Farben-Vertretern besetzte Jury des Wettbewerbs sich durch Poelzigs Entwurf offenbar am adäquatesten repräsentiert fühlte, so dass sie diesen für ihren zukünftigen Firmenhauptsitz auswählte. Was macht Poelzigs Plan so besonders geeignet für diese Aufgabe, was hat er, was die anderen nicht haben? Dabei geht es nicht um funktionalistische Überlegungen, denn natürlich ist das Gebäude für seine Zwecke sinnvoll organisiert, sondern um – wie es die Postmoderne nennen würde – seine »Anmutungsqualität«, d.h. in diesem Fall um seine

» Es hat es sichtlich nicht nötig, sich in irgendeiner Weise auf seine Umgebung zu beziehen, seine Haltung ist vielmehr die der Ignoranz vielleicht sogar der Verachtung. «

Tauglichkeit als symbolische Versteinerung eines Großkonzerns. Zum Vergleich und als Kontrast werde ich den abgelehnten Entwurf von May und Elsaesser heranziehen – als Beispiel einer radikal anderen Konzeption, die daher notwendig scheitern musste.

Wie es ist: Poelzig

Beginnen wir mit einer Beschreibung: Der Grundriss des Gebäudes ist ein zweihundertfünfzig Meter langer Kreisbogenausschnitt von elf Meter Breite. Die sechs radial angeordneten Querflügel sind jeweils fünfzig Meter lang bei einer Breite von sechzehn für die beiden äußeren, bzw. vierzehn Meter für die inneren Flügel. Die kammartige Anordnung der Querflügel sorgt für gute Belichtung aller Räume und bietet bei großen Komplexen eine Alternative zur Blockbebauung mit Innenhöfen. Der Prototyp dieser Form ist das General Motors Building in Detroit (1917–21) von Albert Kahn. Die Höhe beträgt fünfunddreißig Meter bei neun Geschossen, wobei die Geschoßhöhe vom Parterre nach oben hin abnimmt (von 4,6 auf 4,2 m). Das Stahlskelett ist mit Travertin verkleidet, also von außen nicht sichtbar, die Fenster in durchlaufenden nur von den betonten Ecken unterbrochenen Bändern angeordnet. Das Dachgeschoß ist fensterlos und bildet so einen deutlichen Abschluss. Der (einzige) Eingang befindet sich in der Mittelachse des Gebäudes, ihm ist ein tempelartiger Pfeilerportikus vorgelagert, der die Eingangssituation würdevoll überhöht – ein relativ gebräuchliches Motiv bei Verwaltungsbauten dieser Zeit. Der Eingangsbereich ist einigermaßen prunkvoll gestaltet: Die Eingangs- und Fahrstuhltüren sind aus Bronze, Decke und Wände des Windfangs sind mit Bronzeplatten und Kupferfriesen verkleidet. Die dahinterliegende Eingangshalle mit den zwei geschwungenen Treppenaufgängen hat eine Decke mit Blattaluminiumauflage und Marmorwände mit Zickzackmuster. Gleichfalls in der Mittelachse auf der Rückseite des Gebäudes befindet sich ein angesetzter vollständig verglaster Rundpavillon (die heutige Eisenhower-Rotunde, falls die Universität sich nicht zu einer Umbenennung veranlasst sieht), der den Blick auf das ebenfalls auf dieser Achse liegende Wirtschaftsgebäude (das heutige Kasino) in etwa hundert Meter Entfernung freigibt. Die anderen auf dem Gelände untergebrachten Nebengebäude (Laboratorium, Garagen, Heizwerk) haben keinen räumlichen Bezug zum Hauptbau, sie liegen verstreut am Rand des Parks. Die zwischen Haupt- und Wirtschaftsgebäude liegende und daher von der Stadt aus nicht sichtbare Parkanlage lässt mit ihren Terrassen und den stufig angeordneten Wasserbecken an ein barockes Gartenparterre denken. Weitere Merkmale stützen den Eindruck einer bewussten Verwendung barocker Stilelemente (wobei ich nicht das Gebäude selbst meine, da halte ich mich aus einer Stilbestimmung lieber raus, sondern die imperiale Geste, mit der Poelzig hier verfährt), zum Beispiel dass der eigentliche Park erst hinter dem Gebäude beginnt, während vorne nur eine einfache Rasenfläche eingeplant war, oder auch dass die dem Betrachter zugewandte Seite des Gebäudes die konvexe und damit abweisende ist.[2]

Im Gegensatz zur barocken Schlossanlage fehlt hier aber die Anbindung an die Stadt: Die zentrale Achse läuft ins Leere, weil sie die stadträumlichen Gegebenheiten ignoriert und sich nicht aufs vorhandene Straßennetz bezieht. Vom funktionalistischen Gesichtspunkt aus könnte man folglich kritisieren, dass Poelzig auf eine sinnvolle Verkehrsanbindung offensichtlich wenig Wert gelegt hat, aber das ist hier nicht der Punkt. Es geht vielmehr um die beabsichtigte Wirkung: Das Gebäude liegt hoheitsvoll um seine Bedeutung wissend und dabei einen deutlichen Achtungsabstand wahrend im Park und riegelt diesen von der Stadt ab. Es hat es sichtlich nicht nötig, sich in irgendeiner Weise auf seine Umgebung zu beziehen, seine Haltung ist vielmehr die der Ignoranz vielleicht sogar der Verachtung. Die kompakte Blockhaftigkeit des Bauwerks, seine einheitliche Höhe und die wie hervorspringende Bastionen ausgebildeten Querflügel lassen an eine Festung denken, die sich gegen die Stadt verteidigt – wobei Poelzig nichts unternimmt, um diese Wirkung abzuschwächen, im Gegenteil: Sowohl die insgesamt horizontale Betonung als auch die Natursteinverkleidung unterstreichen den quasi »wehrhaften« Eindruck, den das Gebäude von außen hervorruft. Innen liegt die Sache etwas anders, denn die Eingangshalle ist zwar recht verschwenderisch ausgestattet und daher auch ziemlich beeindruckend (so viel Marmor!), aber nicht monumental. Ihre über zwei Stockwerke reichende Höhe wird durch den Einzug einer Empore relativiert und die doch etwas steife Feierlichkeit durch die den Blick ins Freie ermöglichende Rotunde gemildert.

Soweit zum real existierenden I.G. Farben-Haus, jetzt zum imaginären von May und Elsaesser.

Wie es hätte sein können: May/Elsässer

Zuerst eine Vorbemerkung: Es geht nicht darum zu entscheiden, welcher Entwurf besser oder womöglich sogar schöner ist, auch ist es nicht so, dass ich den von May und Elsaesser für besser, weil moderner halte. Ziel

> Das wäre dann nicht mehr nur Sachbeschädigung, sondern mindestens eine Kulturschändung, die es selbstverständlich mit allen Mitteln zu verhindern gilt.

dieser Übung ist vielmehr, die Spezifika des Poelzigschen Baus durch den Vergleich und den Hinweis auf konzeptionelle Unterschiede nochmals deutlicher hervorzuheben. Leider muss zunächst eine zweite Beschreibung folgen, die in diesem Fall aber etwas kürzer ausfällt und zumindest keine weiteren Maßangaben enthält:

May / Elsaesser entwerfen eine stark gegliederte Anlage, deren vier Flügel »turbinenartig« (ihre Worte) angeordnet sind, man könnte auch sagen in der Form eines in der Mittelachse verschobenen Kreuzes. Die einzelnen Flügel sind unterschiedlich hoch und in ihren Funktionen deutlich getrennt. Der Hauptflügel – durch seine Höhe auch äußerlich als solcher erkennbar – enthält Sitzungs- und Vorstandsräume sowie die Hauptverwaltung. Im Nord- und Südflügel befinden sich Geschäftsräume, Archiv, Post- und Bankstelle, während im deutlich niedrigeren Ostflügel die Gesellschaftsräume und die Kantinen untergebracht sind. Den Mittelpunkt der Anlage bildet ein großes Treppenhaus. Auch hier handelt es sich um eine Stahlskelettkonstruktion, wobei der Sockel mit geschliffenem Haustein und die übrigen Flächen mit weißglasierten Majolikaplatten verkleidet werden sollten. Es gibt zwei Eingänge, wovon der erste an der Breitseite des Hauptgebäudes (wichtigen) Gästen und Direktoren vorbehalten bleibt und der zweite an dessen Stirnseite für Angestellte und Beamte gedacht ist. Das Gelände vor dem Gebäude – also im Winkel zwischen Haupt- und Südflügel – ist als offenes, in Terrassen ansteigendes Forum gestaltet. Durch dieses von den Architekten als »Ehrenhof« bezeichnete Forum führt eine repräsentative Zufahrt zum Gäste- und Direktoren-Eingang. Besonderen Wert legen May / Elsaesser auf eine gute Verkehrsanbindung und auf eine Einfügung des Gebäudekomplexes in das vorgefundene Straßensystem. Mit seiner Nord-Süd / Ost-West-Ausrichtung passt sich das Gebäude der gründerzeitlichen Blockstruktur des Westends an und bildet so einen auf seine städtebauliche Wirkung hin angelegten Abschluss zu den Freiflächen des Grüneburgparks.

Damit ist einer der wichtigsten Unterschiede schon benannt: May / Elsaesser konzipieren ihr Gebäude nicht als Solitär, wie Poelzig dies tut, sondern nehmen Rücksicht auf die vorgefundene Situation. Ihr Gebäude versteht sich als Teil der Stadt: Integration anstelle von selbstgewählter Isolation. Wo Poelzig auf demonstrative Massigkeit setzt und so die wirtschaftliche Macht des I.G. Farben-Konzerns mit architektonischen Mitteln unmittelbar erfahrbar macht, nehmen sich May / Elsaesser bewusst zurück. Sowohl die starke Gliederung und die unterschiedlichen Höhen der verschiedenen Gebäudeteile wie auch die Helligkeit der als Verkleidung vorgesehenen Majolikaplatten tragen dazu bei, den Eindruck ehrfurchtgebietender Größe, den ein Bauwerk dieser Ausmaße zwangsläufig hervorruft, zu vermindern. Das soll nicht heißen, dass bei den beiden nicht auch von Macht die Rede wäre, nur drückt sie sich hier anders aus und was wichtiger ist, sie zielt auf einen anderen Punkt. Der Grund für diese Differenz liegt in den unterschiedlichen Entwurfshaltungen der beiden Parteien: May und Elsaesser sind Funktionalisten, was Poelzig auch beim I.G. Farben-Haus – entgegen dessen gängiger architekturhistorischer Einordnung als »Meisterwerk des Funktionalismus« – nicht ist. Sehr verkürzt könnte man sagen, dass es ihm in der Hauptsache auf den Ausdruck eines Gebäudes ankommt, während für May / Elsaesser funktionale Erwägungen, in erster Linie eine sinnvolle Binnenorganisation, die entscheidende Rolle spielen.

Sinnvoll kann die Struktur eines Gebäudes aber nur dann sein, wenn sie die Organisationsstruktur des Benutzers widerspiegelt, die in diesem Fall (wie in den meisten anderen) eine hierarchische ist. Die dem Poelzig-Bau eigene »Ambivalenz zwischen nobilitierter Arbeitsstätte und glorifiziertem Konzern«[3] (womit auch ausgedrückt wird, dass betriebliche Hierarchien durch die Architektur zum Teil verschleiert werden) ist bei May / Elsaesser zugunsten einer eindeutigen Aussage aufgelöst. Exemplarisch zeigt sich dies in der Behandlung der Eingänge. Während Poelzig für seinen Bau nur einen – prunkvollen – Eingang vorsieht, der gleichermaßen vom Direktor wie der kleinen Sekretärin zu benutzen ist, gibt es bei May und Elsaesser einen Direktoreneingang mit deutlichem Abstand zur Straße, der über eine relativ lange Autozufahrt zu erreichen ist, und einen zweiten größeren, dicht an der Straße gelegenen für die Angestellten, die ihren Arbeitsplatz zu Fuß, oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichen. Diese Lösung ist sicherlich »praktischer« im Sinne einer Trennung verschiedener Funktionen – hier Repräsentation, dort möglichst reibungslose Abwicklung großer Verkehrsströme – aber sie weist dem Einzelnen auch sehr deutlich eine bestimmte Stellung innerhalb der Firmenhierarchie zu. Dabei handelt es sich mit Sicherheit nicht um eine Aussage, auf die es May / Elsaesser bewusst angelegt hätten (womöglich in subversiver Absicht), sondern um einen unbeabsichtigten »Nebeneffekt« funktionalistischen Entwerfens. Beide Gebäude also, das reale wie das imaginäre, sprechen gleichermaßen von Macht, auch wenn sie ihre Botschaften in entgegengesetzte Richtungen schicken. Dass die I.G.

Farben-Chefs es vorzogen, ihre Macht gegenüber der Öffentlichkeit und nicht gegenüber ihren Angestellten zu verkünden, liegt in der Natur der Sache und erklärt ihre Entscheidung für den Entwurf Poelzigs.

Und was wird daraus?

Bleibt noch zu überlegen, ob der Einzug der Universität irgendetwas an der beschriebenen Wirkung – ein festungsartiger Bau mit feudaler Attitude, der sich hoheitsvoll vor der Stadt zurückzieht – wird ändern können. Das Gebäude ist nun einmal da und ein Wechsel des Eigentümers führt nicht automatisch zu einer anderen Ausstrahlung. Zudem sind möglichen Umgestaltungswünschen seitens der Universität durch die Auflagen des Denkmalschutzes enge Grenzen gesetzt – und das ist hier durchaus positiv gemeint. Entscheidend ist daher, ob und inwieweit die Universität bereit ist, ihr neues Prunkstück auch dem gemeinen Volk ohne Hochschulzugangsberechtigung zu öffnen. Immerhin war der Park bis 1972 frei zugänglich. Erst nach dem Anschlag der RAF auf das American Headquarter im Mai 1972 durfte er nicht mehr betreten werden, wurde der Zaun errichtet und ein Wachdienst eingesetzt. An dieser Situation hat sich auch nach dem Abzug der Amerikaner kaum etwas geändert, sieht man von den von Zeit zu Zeit veranstalteten kulturellen Ereignissen einmal ab, deren Beschaffenheit aber wiederum Zugangsschranken anderer, nämlich sozialer Art errichtet. Und im Moment ist durch den Umbau das Betreten für Unbefugte ohnehin nicht möglich.

Hoffnung ist zwar nicht verboten, aber, wie die momentanen Diskussionen um Sicherheitsstandards usw. zeigen, wäre es doch ziemlich vermessen, hier einen Wandel zum Besseren zu erwarten: Zaun, Wachdienst und Ausweiskontrolle sind da weit eher wahrscheinlich – und immer gerechtfertigt durch die Kostbarkeit des Baudenkmals »Poelzig-Ensemble«: Wenn da einer was dranschmiert? Das wäre dann nicht mehr nur Sachbeschädigung, sondern mindestens eine Kulturschändung, die es selbstverständlich mit allen Mitteln zu verhindern gilt.

Mittlerweile gibt der Unipräsident zwar mächtig damit an, dass der Universität jetzt der schönste Campus Deutschlands zur Verfügung stünde und schwadroniert großartig von »Entwicklungsmöglichkeiten«, verschweigt dabei aber tunlichst, dass der Bockenheimer Campus und die in den Fünfziger und Sechziger Jahren von Ferdinand Kramer entworfenen Gebäude praktisch seit ihrer Fertigstellung systematisch vernachlässigt wurden.[4] Insbesondere das Philosophicum in der Gräfstraße ist inzwischen einigermaßen heruntergekommen und steht nach dem Umzug der geisteswissenschaftlichen Fachbereiche ins I.G. Farben-Haus vermutlich zur Disposition. Da es nicht unter Denkmalschutz steht, wird sich ein Abriss kaum verhindern lassen, der zudem mit dem schlechten Erhaltungszustand des Hauses trefflich begründet werden kann.

Die Bauten Kramers waren wegen ihrer unprätentiösen Schlichtheit, die sich nur schwerlich zu Repräsentationszwecken eignet, schon zu ihrer Entstehungszeit heftig umstritten und werden auch heute nur selten in angemessener Weise wahrgenommen, nämlich als exemplarische Bauwerke der Nachkriegsmoderne, als »Beispiel für demokratisches Bauen nach 1945, welches sich gegen restaurative Tendenzen im deutschen Wiederaufbau wendet« (Astrid Hansen). In einer Umfrage der Zeitschrift Christ und Welt zum Thema Repräsentationsbauten schrieb Alexander Kluge 1958:

> »Bei weitem die glänzendsten Leistungen sind für mich die Universitätsbauten von Ferdy Kramer in Frankfurt am Main: Der Hörsaal-Kubus, das Seminar-Hochhaus, das Biologische Camp, die neue Mensa und die erst entworfene Universitätsbibliothek. Hier entsteht eine Universität aus einem geistigen Zusammenhang, und ich bin sicher, daß mehr noch als das, was in dieser Universität geschieht, das Gehäuse die nächsten hundert Jahre überstehen wird. Kramers Bauen ist funktionell, billig und von einer fast zarten Form, wie ich Ähnliches sonst in Deutschland kaum kenne.«

Jetzt steht zu befürchten, dass der Teilumzug der Universität endlich die Gelegenheit bietet, mit dem ungeliebten »Erbe« aufzuräumen und sich en passant einiger der meistgehassten Gebäude, wie eben des Philosophicums, zu entledigen.

Heike Heer

Erstmals erschienen in: *diskus – Frankfurter Student_innenzeitschrift*, 1/99.

#.notes

#1 Was dieser revisionistischen Position eine hübsche ironische Wendung verleiht, ist die Tatsache, dass gerade die »unheilvolle« Vergangenheit überhaupt erst die universitäre Nutzung des Gebäudes ermöglicht hat: Liebend gerne hätte die Bundesvermögensverwaltung das I.G. Farben-Haus an meistbietend verkauft, anstatt es für einen Dumpingpreis dem Land Hessen zu überlassen. Das Problem war nur, dass weder ein internationaler Konzern noch die Europäische Zentralbank sich mit dieser Adresse schmücken wollte.

#2 Zum besseren Verständnis ist eine vermutlich niemanden interessierende Fußnote zur Anlage barocker Schlösser nicht zu vermeiden. Also: Wichtigstes Element ist wohl die strenge Axialität und damit die Symmetrie des Ganzen. Je nachdem, ob das Schloss zusammen mit einer Stadt (wie etwa in Karlsruhe) oder unabhängig von ihr, bzw. später angelegt wurde (wie in Kassel), ergeben sich unterschiedliche räumliche Beziehungen. In Karlsruhe richtet sich die gesamte Stadtanlage auf das Schloss hin aus, in Kassel führt eine lange Allee zum Schloss. Wie dem auch sei, auf jeden Fall nähert man sich dem Schloss frontal von vorne direkt auf der verlängerten Mittelachse. Was man zuerst sieht, ist die prunkvoll gestaltete Schauseite, in der sich nicht unbedingt ein Eingang befinden muss. Vor dem Schloss liegt meist nur – wenn überhaupt – eine sehr kleine Gartenanlage, der eigentliche Garten – das Gartenparterre – liegt dahinter, ebenfalls streng symmetrisch an der Mittelachse ausgerichtet.

#3 Bartetzko, Dieter: Zwischen Freiheit und Bindung – Die versteinernde Moderne in Hans Poelzigs IG-Farben-Gebäude. S. 26, in: Schirren, Matthias (Hg.): Hans Poelzig. Die Pläne und Zeichnungen aus dem ehemaligen Verkehrs- und Baumuseum in Berlin. Berlin, 1989. S. 25-31.

#4 Und wird doch einmal etwas renoviert – wie etwa in letzter Zeit das Hörsaalgebäude – kann einem angesichts des Resultats nur das kalte Grausen kommen.

Ja, wenn ... dann ... I. G. Farben

Die verhinderte Geschichte einer Abwicklung
Interview mit Hans Frankenthal

Seit einiger Zeit zieht sich nun die Diskussion um eine mögliche Entschädigung von NS-ZwangsarbeiterInnen und Verfolgten hin. Mit dem Hinweis auf die fehlende Rechtssicherheit inszenieren die Unternehmen bisweilen groteske Szenarien der Verfolgung. Vor Monaten verwies ein Vorstandsmitglied der Degussa-Hüls bereits darauf, dass sich die verklagten Unternehmen in den USA in einer Erpressungssituation befänden. Auf zynische Weise wandeln sich diejenigen zu Opfern, die von der Zwangsarbeit der Kläger profitierten. Dies erinnert gewaltig an die Entschädigungsdebatte der 50er Jahre, in denen kein antisemitisches Argument ausgelassen wurde, um den eigenen Opferstatus zu betonen.

Inzwischen versuchen einzelne Unternehmen (z. B. VW, Allianz), gegen die Entschädigungsansprüche formuliert wurden, mit außergerichtlichen Zahlungsangeboten ihre Unternehmensgeschichte zu entsorgen. Anfang November haben sich 50 weitere Firmen bereitgefunden, unter bestimmten Bedingungen in einen Entschädigungsfonds einzuzahlen. Ihr Verhandlungsführer Lambsdorff[1] spricht davon, dass man die Ansprüche schließlich nicht überziehen dürfe, denn jede freiwillige Zahlung sei für sich genommen bereits eine »humanitäre Leistung«.

Doch die Geschichte der I.G. Farben ist eine spezielle. So wurde beispielsweise auf der letzten Aktionärsversammlung der I.G. Farben in Abwicklung (i. A.) eine Stiftung mit einem Stammkapital von 3 Millionen Mark beschlossen. Nicht nur dass es sich dabei um einen lächerlichen Betrag handelt »bei dem für jeden eine Briefmarke herausspringen würde« (H.F.). Die Frage nach der tatsächlichen und schnellen Liquidation scheinen damit – wieder einmal – bis auf weiteres beantwortet. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man sich die Praxis der Liquidatoren in Bezug auf vermeintliche Ansprüche an die UBS Bank in der Schweiz anschaut. Mit Unterstützung der Überlebenden soll das Firmenvermögen um knapp 5 Milliarden DM vergrößert werden. Wie lange dieses Verfahren wiederum dauern kann, abgesehen von dem Zynismus der

» Im Jahre 1990, als ich erstmals auf einer Sitzung der Aktionäre teilnahm, hieß es, man werde das Vermögen in der ehemaligen DDR einklagen und davon 5 bis 8% in eine Stiftung einzahlen. «

Instrumentalisierung der ehemaligen Zwangsarbeiter, kann aus der Erfahrung mit diesem Unternehmen abgelesen werden. Der Beginn der Auflösung, die durch die Alliierten beschlossen wurde, ist nun über 50 Jahre her.

Die besondere Geschichte der I.G. Farben macht die Diskussionen jenseits der Entschädigungsfrage zu einem Sonderfall. Der Bau eines Konzentrationslagers in der Nähe des Stammlagers Auschwitz (Buna-Monowitz) eigens durch den Chemiekonzern initiiert, bindet die Frage der Entschädigung noch einmal wesentlich an die Kontroverse nach der Verantwortung von Unternehmen, die sich nicht lediglich als Profiteure des NS-Regimes, sondern als deren Mitbetreiber erwiesen.

Hans Frankenthal hat mit seinem Bruder in Monowitz Zwangsarbeit für die I.G. Farben leisten müssen. Seit 1990 gehört er den Kritischen Aktionären der I.G. Farben i.A. an und kämpft seitdem für die Auflösung des Konzerns.

Das Gespräch führten Christian Kolbe und Tanja-Maria Müller am 23. September 1999.

diskus In der letzten Woche sind in den USA die Sammelklagen von Überlebenden gegen deutsche Unternehmen abgewiesen worden. Denken Sie, dass sich diese Entscheidung auf die Debatte um Entschädigung in Deutschland auswirken wird?

Hans Frankenthal Ich war mir darüber im klaren, dass die Sammelklagen in den USA abgewiesen werden würden. Die Abweisung der Klagen verändert aber meiner Ansicht nach nicht die Perspektive auf die Debatten um Entschädigung in Deutschland. Das nächste Treffen bezüglich des Fonds, an dem sich 16 deutsche Unternehmen beteiligen – ich habe übrigens immer geglaubt es wäre ein Druckfehler, denn hinter die 16 gehören mindestens noch 6 Nullen, dann würde die Zahl der Unternehmen, die Zwangsarbeiter beschäftigt haben, stimmen – wird in der nächsten Woche stattfinden. Ich denke, dann werden schnell Vereinbarungen getroffen werden. Der Generalsekretär des World Jewish Congress (WJC), Singer, macht jetzt natürlich Druck. Das letzte, was er bei seinem Besuch in Deutschland ankündigte, war, dass er die Frage der Sklavenarbeit von der der jüdischen Zwangsarbeiter abkoppeln wolle. Dann verhandele er nurmehr über Juden. Damit bin ich nicht ganz einverstanden, auch wenn ich seine Reaktion verstehen kann. Ich habe durch Lothar Evers[2] in die Diskussion hereintragen lassen, dass sich die Bundesregierung nicht aus der Verantwortung stehlen kann, denn, das darf man nicht vergessen, 50% der Zwangsarbeiter haben in staatlichen Firmen gearbeitet. Die Hermann Göring Werke oder die Raketenproduktion in Dora-Mittelbau waren staatliche Betriebe. Deshalb ist die deutsche Regierung eigentlich verpflichtet genauso viel in den Pott reinzuzahlen, wie die Unternehmen auch.

Die bisherigen Leistungen, die die Regierung bereits gezahlt hat, galten nur den Juden, die im Westen gelebt haben. Die Menschen aus den osteuropäischen Ländern haben nichts davon bekommen. Die Regierungen aus Polen, Tschechien usw. haben sich strategisch falsch verhalten. Nach den zwei plus vier Verträgen habe ich darauf gedrungen, die Ansprüche rechtzeitig anzumelden. Die Regierungen haben sich jedoch mit geringen Pauschalbeträgen abfinden lassen. In Polen ist nahezu nichts bei den ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen gelandet. Die deutsche Bundesregierung hat erst kürzlich eine Liste der Zahlungen, die sie geleistet hat, veröffentlicht. Diese sind im Vergleich zu den Plünderungen und der Ausnutzung der Arbeitskraft von Millionen lächerlich gering. Inzwischen werden glücklicherweise von Seiten verschiedener Finanzämter Archive geöffnet, die offen legen, wie viel beispielsweise an »Reichsfluchtsteuer« gezahlt werden musste, oder wie hoch die sogenannte »Judenbuße« nach der Reichspogromnacht für viele Menschen war. Dafür muss sowohl in der Bevölkerung als auch in der Bundesregierung eine Sensibilität geschaffen werden. Noch immer existiert die Opferhaltung: Was »uns« die Juden nach dem Krieg alles abgenommen haben.

diskus Ist es nicht ein Problem, dass durch die Ablehnung der Sammelklagen die Entschädigung auf eine moralische Frage reduziert wird?

H.F. Es ist nicht anders möglich. Die Frage nach Entschädigung ist eine moralische Frage. Trotzdem ist es

wichtig, sich mit Klagen gegen die Weigerung von Zahlungen zu wehren. Letztlich wird sich das jedoch nur moralisch klären lassen. Wir sind bisher politisch immer verkehrt vertreten worden. Hombach war nicht gut für unsere Anliegen und auch Lambsdorff als Mitglied der FDP hat schon immer das Kapital vertreten.

diskus Hat die Diskussion um die Sammelklagen Auswirkungen auf die Debatte um die Entschädigung der Zwangsarbeiter? Worin ist die Besonderheit der Geschichte der I.G. Farben nach 1945 begründet?

H.F. Mit den Sammelklagen hat die Geschichte der I.G. Farben nichts zu tun. Sie hat immer eine Sonderstellung eingenommen. Nach der Klage von Norbert Wollheim[3] sind Zahlungen eingegangen, die nicht von allen Anspruchsberechtigten beantragt worden sind. Die restlichen Gelder, ca. 3 Millionen, sind zur I.G. Farben i.A. zurückgeflossen. Ursprünglich sollte die Liquidation nach der Teilung des Kartells durch die vier Alliierten binnen weniger Jahre geschehen sein. Mit der Bundesregierung wurde jedoch zu Zeiten des Kalten Krieges vereinbart, dass, solange die Vermögen aus der DDR nicht eingezogen werden können – die I.G. Farben in Abwicklung führte das Vermögen in der DDR symbolisch mit einer Mark in ihrem Haushalt – eine Abwicklung nicht möglich sei. Im Jahre 1990, als ich erstmals auf einer Sitzung der Aktionäre teilnahm, hieß es, man werde das Vermögen in der ehemaligen DDR einklagen und davon 5 bis 8% in eine Stiftung einzahlen. Vor einiger Zeit wurde beim Verfassungsgericht in Karlsruhe entschieden, dass die I.G. Farben i.A. voraussichtlich gar keine Ansprüche auf dieses Vermögen hat.

1994 kaufte sich die Aktiengesellschaft in eine Häusergesellschaft in Mönchengladbach ein. Diese ist nun eine Schwesterfirma der I.G. Farben i.A. Die Häuser sind nichts wert, daher konnte Pollehn im letzten und in diesem Jahr zurecht davon sprechen, dass I.G. Farben i.A. vor dem Konkurs steht.

diskus Wer besitzt denn eigentlich Aktien von I.G. Farben in Abwicklung?

H.F. Als ich 1990 das erste mal in den Frankfurter Hof zu einer Aktionärsversammlung ging, wurde mir klar, dass es sich hier wesentlich um Personen oder deren nachgeborene Verwandte handelt, die früher Prämienaktien erhalten haben. Der Hauptteil der Aktionäre war bei I.G. Farben beschäftigt. Inzwischen sind die meisten Aktien der Kleinaktionäre verkauft worden. Sie haben ihre Aktien eingetauscht gegen die jener Häusergesellschaft. Es gibt einen Großaktionär im Norden der neuen Bundesländer, dessen Namen wir jedoch noch nicht herausgefunden haben. Mein eigenes Motiv für den Kauf von Aktien kam zu dem Zeitpunkt zustande, als es hieß, sie wollten die Vermögen aus der DDR zurückholen. An dieser Stelle wollte ich mich einmischen.

Vor drei Jahren stiegen die Preise für die Aktien in die Höhe, nachdem Leute aus England große Mengen der Aktien kauften. Ich dachte, es könnten Menschen sein, die in dem benachbarten Lager für englische Kriegsgefangene inhaftiert worden waren, doch ich musste nach Recherchen feststellen, dass es sich um zwei Großbanken in England handelte, die Schwesterunternehmen der Dresdener und der Commerzbank sind. Sie wollten mit ihrer Investition ein großes Geschäft machen, denn das Vermögen wäre beträchtlich gestiegen, wenn die Grundstücke in der DDR hinzugekommen wären.

diskus Kann in den letzten Jahren, mit Blick auf die Stiftungsgründung, von einer veränderten Firmenpolitik gesprochen werden?

H.F. Meiner Ansicht nach handelt es sich um alten Wein in neuen Schläuchen. Diese Angebote sind Beruhigungsmittel. In diesem Jahr stellt sich der momentane Liquidator Pollehn hin und sagt, »diese 3 Millionen werden als Einlage in die Stiftung eingehen. Von den Zinsen (300000 DM) sollen die Zwangsarbeiter entschädigt werden.« Es sind nach eigenen Angaben 450000 Klagen anhängig. Dies ist keine ernstzunehmende Vorstellung von Entschädigung, da bleibt doch am Ende für jeden eine Briefmarke.

» Als ich das erste Mal auf einer Aktionärsversammlung aufgetreten bin, habe ich kurz meine Biographie geschildert, damit die Aktionäre wissen, wer ich überhaupt bin. Da kamen sofort Zwischenrufe, ›Aufhören‹, ›Kennen wir alles‹, ›Alles dummes Zeug‹, ›Ihr seid doch entschädigt worden, was wollen sie eigentlich hier‹, ›Halten Sie doch Ihren Mund‹. «

diskus Seit einigen Monaten kursiert wieder das Gerücht, von der Schweizer Bank UBS stünden noch Zahlungen an I.G. Farben i.A. aus? Damit rückt eine endgültige Abwicklung abermals in weite Ferne.

H.F. Vor drei Jahren bekam ich ein Papier zugesteckt, in dem Informationen über die Kooperation zwischen der UBS Bank und I.G. Farben zu lesen waren. Nach meiner Kenntnis hat sich I.G. Farben selbst mit 5 Milliarden Reichsmark 1944 in die UBS Bank eingekauft und ist damit Teilhaberin geworden. Von diesen 5 Milliarden sind jetzt lediglich 4,7 Milliarden übriggeblieben. Die I.G. Farben i.A. hat sich in den letzten Wochen an einige der Überlebenden direkt gewandt und um ihre Mithilfe gebeten, das Geld aus der Schweiz für die Aktiengesellschaft herauszuholen. Mit meinem Brief an alle 95 des Treffens in Frankfurt habe ich dringend darum gebeten, von einer solchen Kooperation die Finger weg zu lassen, denn wir wollen denen nun wirklich nicht helfen an unser Geld zu kommen. Außerdem sind die Bestrebungen, an das Geld in der Schweiz zu kommen, ein weiterer Versuch der I.G. Farben i.A., die endgültige Liquidation und die Entschädigung der Opfer in weite Ferne zu rücken. Wir dürfen uns nicht auf deren Bedingungen einlassen, denn sie setzen auf die biologische Lösung, die durch langwierige Verfahren dazu führt, dass sie immer weniger Menschen Entschädigung zahlen müssen. Es geht nicht um das Geld, die meisten von uns können einigermaßen leben. Es geht um die Pflicht, die aus der Geschichte resultiert. Wir müssen mit aller uns zur Verfügung stehenden Macht versuchen, dass dieses Vermögen nicht in die Hände der I.G. Farben fällt, denn dann sind sie wieder ein reicher Verein.

Darüber hinaus habe ich den Generalsekretär des WJC Singer aufgefordert, dieses Geld für den Fonds der Zwangsarbeiter einzuklagen, mit der Bitte, mit einem Teil dieses Geldes die Stiftung Auschwitz zu erhalten. Dies erscheint mir in der augenblicklichen politischen Situation auch realisierbar, selbst wenn vor Jahren dazu bereits ein Gerichtsurteil ergangen ist, in dem der Anspruch auf das Geld für I.G. Farben i.A. abgewiesen wurde.

diskus Wie bewerten sie die Anfrage der I.G. Farben i.A. nach einer Kooperation mit den Überlebenden, um an das Geld in der Schweiz zu kommen? Wird damit nicht schon wieder mit antisemitischen Stereotypen Politik gemacht?

H.F. Darin stimme ich ihnen voll und ganz zu. 1991 bei der zweiten Aktionärsversammlung in Frankfurt erging von Seiten der Aktionäre die Aufforderung, sich mit den Juden gut Freund zu halten, da diese wüssten, wie man an Geld kommt. Während den Versammlungen wurden und werden jedoch noch viel direkter Anschuldigungen an uns laut. »Wir würden ja nicht mehr leben, wenn I.G. Farben uns nicht als Arbeitskräfte angeworben hätte.« Selbst das alte Argument, dass die Buna-Suppe uns ja ein vergleichsweise gutes Leben ermöglicht hätte, mussten wir uns an den Kopf werfen lassen. Wenn ich mich in den Aktionärsversammlungen zu Wort melde, um auf diesen Antisemitismus hinzuweisen, ist es mir schon zwei Mal passiert, dass mir das Mikrophon abgestellt wurde, aber meine Stimme ist laut genug, so dass ich dann noch weiter reden kann. Es kamen auch schon Saalordner, die mich rausschmeißen wollten. Als ich das erste Mal auf einer Aktionärsversammlung aufgetreten bin, habe ich kurz meine Biographie geschildert, damit die Aktionäre wissen, wer ich überhaupt bin. Da kamen sofort Zwischenrufe, »Aufhören«, »Kennen wir alles«, »Alles dummes Zeug«, »Ihr seid doch entschädigt worden, was wollen sie eigentlich hier«, »Halten sie doch Ihren Mund«. Bei mir hat sich im Laufe der Jahre zwangsläufig eine Elefantenhaut gebildet. Ich bleibe auf dem Podium stehen und trage vor, was ich zu sagen habe.

diskus Sie schreiben in Ihrem Buch[4], sie hätten erst in den 80er Jahren das Schweigen gebrochen. Sie haben jedoch schon vorher politisch in dem Land gekämpft, von dem ihre Verfolgung ausging. Wie erklärt sich ihr politisches Engagement in Deutschland? Welche Inhalte im Kampf gegen I.G. Farben i.A. würden sie stark machen?

H.F. Direkt nach 1945 bin ich in die Kommunistische Partei eingetreten, weil die Kommunisten uns aus den Lagern befreit hatten. Als die Partei jedoch antizionistisch wurde, mussten wir konsequenterweise rausgehen. Anschließend sind auch viele Juden aus der VVN[5] ausgetreten.

In die Debatte um Entschädigung mische ich mich schon seit den frühen 80er Jahren – besonders gegen I.G. Farben – ein. Seitdem habe ich auch gegen die Firma Lahrmann geklagt, bei der ich Zwangsarbeit leisten musste. Ich betone in den Auseinandersetzungen oft, wie viele chemische Betriebe von Seiten der I.G. Farben »arisiert« worden sind. Darüber ist nie gesprochen worden. So ist beispielsweise der Erfinder von Aspirin ein Jude gewesen. Er ist im Konzentrationslager in Sachsenhausen ermordet worden. Das Patent wurde einem Herrn Hofer zugesprochen und Bayer verdient an diesem Medikament seit über 50 Jahren Millionen.

Die für mich wichtigste historische Auseinandersetzung ist, die Kooperation der I.G. Farben Funktionäre mit der SS deutlich zu machen. Auf einer Veranstaltung in Pittsburgh, dort steht seit 1951 ein Werk der Bayer AG, haben wir kürzlich deutlich gemacht, dass die I.G. Farben der SS Menschen für Versuche regelrecht abgekauft hat. Die meisten Direktoren der I.G. Farben waren hochrangige SS-Offiziere und saßen in Berlin im Reichssicherheitshauptamt. Der Beginn der »Entjudung« des Reichsgebietes und die Fabrikaktion liefen zeitlich parallel. Am 27.Februar 1943 wurden wir benachrichtigt. Die Leute wurden aus den Rüstungsbetrieben rausgeholt. In den Tagen zuvor ergingen Briefe von der I.G. an das Reichssicherheitshauptamt, in denen auf die Notwendigkeit hingewiesen wurde, die als reichsdeutsche Juden bezeichneten Personen für den Arbeitseinsatz auszuselektieren. Bei den Transporten wurden im Vergleich zu den sonstigen Selektionen ungewöhnlich viele junge Arbeitskräfte zum Einsatz eingeteilt. Wir sind von der Rampe direkt nach Buna gebracht worden. Sie waren immer über die Deportationen im Bilde, denn sie saßen in den höchsten Stel-

» Das ist eines unserer wichtigsten Interessen, Auschwitz zu erhalten. «

len der SS. Heute richtet sich diese Tatsache als Argument gegen die ehemaligen Häftlinge, wir könnten froh sein, denn auf diese Weise hätten wir unser Leben retten können. Gegen diese Art der Geschichtsverfälschung werde ich mich immer einsetzen.

diskus Wie sehen jetzt die politischen Strategien des Auschwitz Komitees und der Kritischen Aktionäre nach dem Beschluss der Stiftungsgründung durch die I.G. Farben i.A. aus?

H.F. Der Beschluss zur Gründung einer Stiftung mit drei Millionen Mark Vermögen, ist eine Farce. Die I.G. Farben i.A. haben sich damit bis auf die Knochen blamiert. Welche Bank gibt heute noch 10% Zinsen? Die I.G. Farben haben 1957 einmalig denjenigen, die unter sechs Monaten Zwangsarbeit geleistet haben 2500 DM und denjenigen, die über sechs Monate Zwangsarbeit geleistet haben 5000 DM ausgezahlt. Die Strategie von Pollehn ist, dass nur noch diejenigen etwas bekommen sollen, die noch nie Zahlungen erhalten haben. Aber uns geht es mit unseren Forderungen vor allem um eine Stiftung zum Erhalt von Auschwitz. Da muss dringend etwas getan werden. Es gibt eine Stiftung die nach dem jüdischen Unternehmen Laurer benannt ist, die eine Schätzung gemacht haben. 35 Millionen Dollar braucht man um Auschwitz zu restaurieren, damit es nicht verfällt. Das ist eines unserer wichtigsten Interessen, Auschwitz zu erhalten.

Außerdem wollen wir eine Tafel in dem Dorf Monowitz errichten, an der die Umrisse des Lagers nachgestellt werden, um die kaum mehr erkennbaren Reste des Lagers in Erinnerung zu halten. Auch die Menschen sollen entschädigt werden, deren Dorf Monowitz zum Zwecke der Errichtung des firmeneigenen KZ dem Erdboden gleich gemacht wurde. Einige sind zurückgekehrt und leben teilweise noch in den Baracken, die für uns damals errichtet wurden.

Für uns sind die Aktionen gegen die I.G. Farben in Abwicklung auch mit der Gründung dieser Stiftung nicht beendet. Wir werden weiter um unsere Interessen kämpfen.

Erstmals erschienen in: *diskus. Frankfurter Student_innenzeitschrift* 3/99.

***.notes**

#1 Bereits als Lambsdorff sein Amt im August antrat, forderten Überlebende aus Konzentrationslagern seine Ablösung aufgrund seiner Verbindungen zu Kriegsverbrechern in den 50er Jahren.

#2 Lothar Evers ist Sprecher des Bundesverbandes Information und Beratung für NS-Verfolgte.

#3 Norbert Wollheim klagte 1951 als erster Häftling des Lagers Monowitz gegen die I.G. Farben.

#4 Siehe Seite 59: »Verweigerte Rückkehr« .

#5 Vereinigung Verfolgter des Naziregimes.

autoren buchhandlung marx & co
Grüneburgweg 76 · 60323 Frankfurt am Main
Tel 069/72 29 72 · Fax 069/71 40 38 70
info@autorenbuchhandlung-marx.de
www.autorenbuchhandlung-marx.de

Marx an der Uni
Geisteswissenschaften
Belletristik
Sozialwissenschaften

KARL MARX
BUCHHANDLUNG GMBH
JORDANSTR.11 · 60486 FRANKFURT/M.
TEL 069/778807 · FAX 069/7077399
INFO@KARL-MARX-BUCHHANDLUNG.DE
WWW.KARL-MARX-BUCHHANDLUNG.DE

Einweihen, Bewältigen, Wohlfühlen

Offizielle Eröffnung des IG Farben-Gebäudes

»Es ist mir eine große Freude und Ehre, daß wir das Ereignis der Einweihung des IG Farben-Gebäudes mit einer so großen Zahl bedeutender Persönlichkeiten aus nah und fern feiern können.«[1] (Rudolf Steinberg) Zu diesen für den Universitätspräsidenten bedeutenden Persönlichkeiten zählten die Überlebenden des Zwangsarbeiterlagers der IG Farben in Buna-Monowitz nicht, dabei ging es am 26. Oktober doch um die Eröffnung des ehemaligen Hauptsitzes der IG Farben als neuem Gebäude der Universität Frankfurt.

Bei der vorangegangenen Einweihung einer Gedenktafel am Eingang des Gebäudes begrüßte Steinberg noch die wenigen Überlebenden, die zur Zeremonie erschienen waren. Er räumte ihnen jedoch keine Möglichkeit ein, an diesem Orte zu reden, weshalb viele nicht kamen.

An das IG-Farben Gebäude als amerikanisches Hauptquartier erinnerte General a. D. Joulwan; den Grund amerikanischer Anwesenheit in Deutschland gab Roland Koch der nationalen Verdrängung anheim. Er sprang von der Universitätsgründung im Kaiserreich in die Nachkriegszeit. Gut, dass der Großteil seiner Rede durch studentische Proteste unhörbar gemacht wurde. Ruth Wagner, hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst, hingegen verschweigt nicht die Vergangenheit, sondern findet den Anschluss:

> »Gerade in Zeiten, in denen die gesellschaftlichen und politischen Umbrüche uns zu überwältigen scheinen, ist es gut, sich unserer Geschichte, unserer Herkunft, unseres kulturellen Erbes, unseres geistigen und emotionalen Hintergrunds zu versichern. Dieser Ort ist in besonderer Weise dafür geeignet«

Wie gut der Ort sich auf das Erinnerungsvermögen von Frau Wagner auswirkt, zeigt sich u. a. darin, dass sie sich nur an das Versprechen für eine Gedenktafel erinnert (was durch Druck von Überlebenden und Studierenden eingelöst werden musste), aber das andere Versprechen, noch einmal die Überlebenden von Buna-Monowitz nach Frankfurt einzuladen nicht mehr erwähnt. Gerade ein solches Treffen der Überlebenden in Frankfurt, das u. a. für Zeitzeugengespräche mit SchülerInnen und Studierenden dienen könnte, bleibt

» Es kann nicht darum gehen, Geschichte als einmal Festgeschriebenes zu erfahren, sie durch Fensterchen, als Plexiglastafeln einer Ausstellung materialisiert, zu betrachten. «

eine uneingelöste Forderung, für die sich die ›Initiative Studierender im IG Farben Gebäude‹ weiter einsetzen wird.

Schon bisher ging die Initiative, sich mit der Geschichte des IG Farben Gebäudes auseinanderzusetzen, nur von Studierenden aus – meist gegen den Widerstand der Universitätsleitung. Die Einrichtung der von der Universitätsleitung nun so gefeierten Dauerausstellung im IG Farben Gebäude geht auf einen studentischen Konventsantrag vom Januar 1999 zurück, ebenso wie die Festlegung auf den Namen »IG Farben Gebäude« – wobei letzteren Beschluss zu unterlaufen sich auch die neue Unileitung und ihr Presseorgan UniReport alle Mühe gibt: Das »Poelzig-Ensemble« auf dem »Campus Westend«.

Es kann nicht darum gehen, Geschichte als einmal Festgeschriebene zu erfahren, sie durch Fensterchen, als Plexiglastafeln einer Ausstellung materialisiert zu betrachten. Nur immer erneute Begegnung mit der Geschichte kann der von Koch u. a. vollzogenen Verdrängung der Geschichte entgegenstehen.

> »Der Widerstand kann nur vorangebracht werden, indem man sich eine historische Quelle nicht als ein Fenster, durch das die Vergangenheit, so ›wie sie wirklich war‹, gesehen werden kann, sondern vielmehr als eine Mauer vorstellt, die durchbrochen werden muss, wenn dem ›Schrecken der Geschichte‹ direkt begegnet und die Angst, die sie einflößt, zerstreut werden soll.«[2]

Nur durch Auseinandersetzung und nicht Verdrängung, kann dem Schrecken vor dem, was geschah und damit geschehen kann, begegnet werden.

Wir werden in den kommenden Monaten Veranstaltungen zu der Geschichte der IG Farben organisieren. Doch ebenso werden wir uns damit auseinandersetzen, dass es IG Farben immer noch gibt, seit mehr als 50 Jahren in Abwicklung. Dieser Überrest des einstigen Konzerns – nachdem BASF, Bayer und Höchst ausgegliedert worden waren –, macht immer noch Versuche ehemaliges Firmenvermögen zurückzuerhalten und sorgt sich um das finanzielle Wohlergehen der IG Aktionäre. Das ›bundesweite Bündnis gegen IG Farben‹ arbeitet schon seit Jahren für die wirkliche Auflösung der IG Farben, ein Protest, dem wir uns anschließen. So sprach auf der alternativen Eröffnungsveranstaltung am 26.10.2001 Peter Gingold als Vertreter des ›Bündnisses gegen IG Farben‹. Wir fordern die sofortige Auflösung von IG Farben in Abwicklung und eine Verwendung des verbliebenen Geldes zur Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter und zum Erhalt der Gedenkstätte Auschwitz.

Zum Abschluss sei Micha Brumliks Vorschlag der Benennung des Uni-Vorplatzes nach dem Mann, der Anfang der 50er Jahre als Überlebender von Buna-Monowitz einen Prozess gegen verantwortliche IG Manager anstrengte, unterstützt: »Wir hätten es dann künftig mit dem geisteswissenschaftlichen Campus der Johann Wolfgang Goethe Universität im IG Farben Gebäude, Norbert-Wollheim-Platz 1 zu tun.«

Initiative Studierender im IG Farben Gebäude

Erstmals erschienen in: *diskus. Frankfurter Student_innenzeitschrift*, (03/2001).

***.notes**

#1 Alle Zitate aus Reden zu den universitären Eröffnungsfeierlichkeiten am 26.10.01 entstammen der von der Pressestelle der Universität herausgegebenen Pressemappe.

#2 Hayden White: Die Politik der historischen Interpretation: Disziplin und Entsublimierung, in: ders.: Die Bedeutung der Form, FfM 1990, S. 78 – 107, hier S. 106.

Welche Moderne?

Das I.G.-Farben-Gebäude und die Universität Frankfurt – Plädoyer für eine Demontage.

Keine »Mätzchen des Bauhausstils«, so hatten es die Bauherren gewünscht und zeigten sich mit dem Ergebnis sehr zufrieden: »Ein eisernes und steinernes Sinnbild deutscher kaufmännischer und wissenschaftlicher Arbeitskraft« war entstanden, wie der damalige Direktor, Baron von Schnitzler, in seiner Eröffnungsrede im Oktober 1930 feststellte. Stahl und Stein, in diesem Sinne zu lesen als Fortschritt und Tradition, verbanden sich, um das I.G.-Farben-Haus schon bei seiner Fertigstellung zur Legende zu machen. Schiere Größe allein, unbestritten war es das größte Verwaltungsgebäude Europas, reichte dazu nicht aus. Stahl, in Form eines Skeletts, die Steinverkleidung, die lediglich vorgeblendet wurde, d.h. selbst keine tragende Rolle übernimmt, erlaubte die Fertigstellung in einer Rekordzeit und stellte die Leistungsfähigkeit der Bauwirtschaft und den Drang der I.G. Farben unter Beweis, aus dem Willen zur Größe im tatsächlichen wie im metaphorischen Sinne unverzüglich Wirklichkeit werden zu lassen. Der Turmbau zu Babel, das Unvermögen eines gemeinsamen Werks, ist die Horrorvorstellung und gleichzeitig der Bezugspunkt jeder großen Bauaufgabe; unter kapitalistischen Bedingungen wird der gleiche Wille aller Kräfte nicht mehr allein in der Größe, sondern auch in der minimierten Arbeitszeit ausgedrückt. Zumindest in dieser Hinsicht ist das I.G.-Farben-Gebäude durch und durch ein Bauwerk der Moderne. In seiner Gestalt hingegen haftet ihm der »Geruch von Schuld« an, wie der *SPIEGEL* einen im Kulturteil erschienenen Artikel überschrieb. Mit wohligem Gruseln erliegt die Autorin Großbongardt der »Faszination eines schönen Schurken« der »unverdient« durch die Rolle der I.G. Farben im Nationalsozialismus korrumpiert worden sei. Eigentlich handele es sich um ein »berühmtes Bauwerk der Moderne«, das aber »zurückgekehrt [sei], ein versprengter Nazi-Onkel aus Kriegsgefangenschaft«, mit dem »die Familie« nichts recht anzufangen wisse, obwohl doch die Deutschen mit Nazi-Onkeln nie ernstliche Probleme hatten. Trotz, oder gerade wegen der Ambivalenzen des Gebäudes, die hier, auch im Hinblick auf Nutzung durch die Universität, gezeigt werden sollen, erfreute sich der Abzug der amerikanischen Streitkräfte starken Interesses in der Öffentlichkeit, auch wenn die »Tausende[n] von Neugierigen«, die daraufhin zum Grüneburggelände »strömten«, respektive »pilgerten«, wie der *SPIEGEL* zu erzählen weiß, möglicherweise auch durch die Ausstellung »50 Jahre

Hessen« angezogen wurden. Der Anteil derer, die die erstmalig zugängliche Architektur gelockt hatte, dürfte jedoch nicht gering gewesen sein. Das Gebäude nicht nur wegen der Verstrickungen der I.G. Farben, sondern auch aufgrund seiner architektonischen Gestalt mit dem Nationalsozialismus in Verbindung zu bringen, liegt aus heutiger Perspektive ebenso nahe wie die Feststellung, es sei »monumental«. Die Frage danach, wie Monumentalität im Betrachter evoziert wird, da pure Größe dazu kaum ausreichend ist – wer würde schon das neue Commerzbank-Hochhaus oder das Juridikum so bezeichnen? – gerade die Frage nach dem Mechanismus des Monumentalen vermag nicht nur einen Hinweis auf eine heutige Herangehensweise an das I.G.-Farben-Gebäude zu geben. Sie ist auch auf das Engste verknüpft mit dem Gedanken, das Bauwerk habe die NS-Architektur antizipiert. Sollte dieser Gedanke sich als unhaltbar erweisen, für was steht es dann sonst? Ist es ein Zwitter, Funktionalismus einerseits, Monumentalarchitektur andererseits und damit ein legitimes Bauwerk der Moderne, wie neuere Forschungen zur Architektur der 20er Jahre nachzuweisen versuchen? Eine Antwort zu wagen bedeutet immer auch, ein Analyseverfahren anzubieten. Die Architektur auf verschiedene Weise zum Sprechen zu bringen, soll im folgenden versucht werden.

Eine Annäherung

Der, von Richtung der Innenstadt aus gesehene, konvexe Baukörper lässt »hinter dessen wuchtiger Fassade (…) eher eine römische Festungs- oder Thermenanlage als ein modernes Bürogebäude vermuten«, schreibt Wolfgang Herrmann in der 1933 verhinderten, erst 1977 erschienenen Publikation »Deutsche Baukunst«. »Hinter der Fassade«, formuliert Herrmann und meint damit nicht das Innere, sondern das dahinter des Bauwerks. Er begreift mit diesen Worten das Gebäude nicht als eigenständig (»modernes Bürogebäude«); er sieht es als ein Zeichen, das auf einen dem Betrachter verborgenen größeren Gesamtplan (»Festungs-/Thermenanlage«) verweist. Um diesem Gedanken zu folgen, lohnt ein Blick auf die Rezeption des I.G.-Farben-Gebäudes durch Photographien und Zeichnungen. Von den Handzeichnungen des Architekten Hans Poelzig über die Photoaufnahmen nach der Fertigstellung bis hin zu aktuellen Aufnahmen zieht sich eine bildliche Interpretation des Gebäudes, die Herrmanns Polemik als Illustration zur Seite gestellt werden könnte: Nie wird der Versuch gemacht, eine Totale des Gebäudes einzufangen, indem die Kamera in der Eingangs-Achse Position bezieht, nie wird die vorhandene Symmetrie zur Geltung gebracht. Ausnahmslos erscheint das I.G.-Farben-Gebäude als lediglich ein Teil auf einem riesigen Kreisradius, immer scheint es, auch bei den Aufnahmen von der Seite, als sei das Gebäude eigentlich eine sich immer weiter fortsetzende Mauer, eben ein Teil jener »römischen Festungsanlage«, die auch der zitierte Herrmann assoziiert hatte. Architektonisch lässt sich der Gedanke einer Festung ebenfalls ableiten: Obwohl die äußeren der sechs in den gebogenen Längsbau eingestellten Baukörper etwas breiter ausgeführt sind, gliedern sie das I.G.-Farben-Gebäude in fünf gleiche Abschnitte, an die sich baukastenartig weitere anfügen ließen, so lange, bis sich der Kreis irgendwann geschlossen hätte, um sich dann einer Festung gleich nach allen Seiten in gleicher Weise gewappnet zu zeigen. Der Eingang ordnet sich dieser Vorstellung folgerichtig unter, er lässt die Symmetrieachse fast unmarkiert. Fast wie ein Pavillon, dessen Säulen nur eine symbolische Last abtragen müssen, ist er als ein autonomes Bauteil in der Mitte zwischen zwei Querbauten eingeschoben. Denkbar, ihn sich als Modul vorzustellen, das immer dann in den Festungsring eingefügt wird, wenn es von Nöten ist, diesen aber nicht in seiner Wirkung steigert, sondern in trockenstem Architekten-Jargon lediglich Erschließung bedeutet. Mit dieser Feststellung soll nicht die Raumwirkung im Inneren gemindert werden, die durch ihre kompakte, elliptische Form den modulhaften Charakter der Eingangssituation unterstützt.

Zwei rezeptionsgeschichtliche und ein formal-analytischer Strang führen zu demselben Ergebnis: Das I.G.-Farben-Gebäude ist so angelegt, dass es als Teil einer Festungsanlage gelten könnte, nur – es steckt, fast, nichts dahinter. Das »Herz« der Anlage ist nur auf den Plänen das hinter dem Bürogebäude, im Brennpunkt des großen Radius liegende Casino, ein der Bedeutung als Konzernzentrale zuschreibbares Zentrum ist nicht sichtbar, es verbirgt sich in der Ornamentik der endlos gleichen Fensterreihen. Der »Palast« für das »Fürstentum des Geldes«, wie ein Zeitgenosse den Bau beschrieb, ist weder »Palast« noch »Barockschloss«, was eine Autorin 1989 als Vergleich heranzog. Anstelle der personalisierten Macht ist ein anonymer Apparat getreten, dessen Hierarchien sich nicht mehr mit den Mitteln traditioneller Herrschaftsarchitektur repräsentieren lassen. Das I.G.-Farben-Gebäude versinnbildlicht in der Form der Festung die Undurchdringbarkeit einer riesigen Verwaltungsmaschinerie, die Undurch-

» Anstelle der personalisierten Macht ist ein anonymer Apparat getreten, dessen Hierarchien sich nicht mehr mit den Mitteln traditioneller Herrschaftsarchitektur repräsentieren lassen. «

schaubarkeit derselben in der Repetition der immer gleichen Fensterreihen und die prinzipiell unendliche Ausdehnung des Apparates in der Suggestion der beliebigen Erweiterbarkeit entlang des großen Kreisradius. Zugleich entspricht das Gebäude in weiten Teilen rein funktionalen Überlegungen, folgt also den Vorstellungen moderner Architektur. Alle Büroräume sind nach Süden, zur Innenstadt hin orientiert, alle Versorgungsräume wie Gänge und Treppenhäuser nach Norden hin, was den monotonen Rhythmus der Fensterreihen zur Eingangseite überhaupt erst möglich macht. Funktionalität in diesem verkürzten Sinne demonstriert das I.G.-Farben-Gebäude nur zu gut, birgt in sich den Ansatz des Monströsen.

Stadträumlicher Maßstabssprung

Von vornherein lag es im Interesse der I.G. Farben, der wirtschaftlichen Bedeutung ihres Zusammenschlusses architektonischen Ausdruck zu verleihen. Ursprünglich liefen die Planungen auf ein Hochhaus hinaus, ein weithin sichtbares Zeichen, konkurrierend zu den Kirchtürmen der Stadt. Der Baugrund war dafür jedoch nicht geeignet, die I.G. Farben entschieden sich, stadträumliche Dominanz durch eine symbolhaft in die Breite gehende Form zu erzielen und erteilten nach einem Wettbewerb Hans Poelzig den Auftrag. Er entschied sich »als einziger, den Komplex nicht an die Straßenführung im Westend anzuschließen«. Die Begründung liefert der erste Biograph Poelzigs, Theodor »Papa« Heuss, der spätere Bundespräsident, im Jahr 1939, drei Jahre nach Poelzigs Tod und neun Jahre nach der Fertigstellung des Gebäudes: »der Bau war (…) Sitz des wichtigsten deutschen Industrieunternehmens (…), sodass nicht er an einer gegebenen Nachbarschaftsgegenwart, sondern eine wandlungsfähige Zukunft an ihm sich orientieren sollte«. Dieser Satz muss vor dem Hintergrund dessen gelesen werden, was »wandlungsfähige Zukunft« ab 1933 bedeutete, auch wenn an konkreter Stelle die I.G. Farben keine Bestrebungen verfolgten, sich im Westend durch Neubauten auszudehnen. Durch die Äußerung Heuss' scheint die enorme propagandistische Bedeutung hindurch, die der Architektur im Nationalsozialismus zukam, sei es durch Staatsbauten oder Bauten der Großindustrie. Gegen die »Nachbarschaftsgegenwart« setzten die Planungsstäbe der Nazis nicht nur in Berlin sondern in nahezu allen Städten Neuplanungen groteskester Maßstabssprünge. Ein solcher Maßstabssprung kündigt sich im I.G.-Farben-Gebäude bereits an, obwohl es zu kurz greift, es als »protofaschistisch« zu bezeichnen. Auch wenn eines der ersten Gebäude des NS-Regimes, das Reichsluftfahrtministerium in Berlin, mittlerweile besser als ehemaliger Sitz der Treuhand durch den Paternoster in Grass' »Ein weites Feld« bekannt, Verwandtschaftliches zum I.G.-Farben-Gebäude zeigt, so war Poelzigs Bau keineswegs stilbildend. Während viele NS-Bauten dazu neigten, Kulissen für kollektive Ereignisse zu bieten oder der bestehenden Stadt an exponierter Stellung eine neue Prägung gaben, verhält sich das I.G.-Farben-Gebäude als schroffe Antithese zum Bestehenden. Es macht keinen Versuch der Vereinnahmung, gleichwohl es in der Fernwirkung auf Überwältigung hin konzipiert wurde, denn weder kennt es die Kategorie des Kollektiven in Form großer Versammlungsräume oder Innenhöfe, noch bricht es den Maßstabsbezug zum Benutzer dort, wo er sich mit der Architektur nicht nur in Form der Fassade konfrontiert sieht, sondern sie physisch erlebt: Der Säulenportikus des Eingangs beispielsweise ist nicht überdimensioniert, und auch die elliptische Eingangshalle zelebriert nicht die Größe der Architektur, sondern lenkt den Blick durch das Gebäude hindurch ins Freie.

Zurück zu der eingangs gestellten Frage, für welche Architektur das I.G.-Farben-Gebäude steht, wenn es nicht haltbar ist, darin eine Neuschöpfung zu sehen, die die Architektur des Nationalsozialismus vorwegnahm. Die Betrachtung des I.G.-Farben-Gebäudes darf nicht übersehen, dass Geschäftsbauten der zwanziger Jahre nur in sehr wenigen Fällen dem heute gängigen Bild der architektonischen Moderne entsprachen, d.h. das Gebäude sich gar nicht so sehr von dem unterscheidet, was sich andere Konzerne errichten ließen. Die Bauten, die heute für die Moderne stehen, waren in weiten Teilen öffentliche Bauaufgaben wie Wohnsiedlungen und Schulen, in Frankfurt beispielsweise die Römerstadt. In den letzten Jahren ist eine Debatte, zunächst unter Architekten und Architekturhistorikern, an der Frage entbrannt, ob es neben dieser Avantgarde noch eine zweite architektonische Richtung gegeben habe, der bspw. das I.G.-Farben-Gebäude zuzurechnen ist, die gleichermaßen die Bezeichnung »Moderne« verdiene. Die Vertreter der »konservativen Moderne« berufen sich auf die Permanenz bestimmter architektonischer Ausdrucksformen, die von der avantgardistischen Moderne zum Schaden insbesondere des Städtebaus über Bord geworfen worden seien und machen die Moderne insbesondere für Flächenabrisse und die Errichtung von Trabantenstädten aus Traditionshass verantwortlich. Diese Kritikpunkte an der Moderne hatte strengge-

» Die Vertreter der »konservativen Moderne« berufen sich auf die Permanenz bestimmter architektonischer Ausdrucksformen, die von der avantgardistischen Moderne zum Schaden insbesondere des Städtebaus über Bord geworfen worden seien. «

nommen die pluralistisch gesinnte architektonische Postmoderne bereits seit den 60er Jahren unablässig vorgetragen, die Vertreter der konservativen Moderne wendeten sie dann seit den 80er Jahren, vor allem aber mit der Ausstellung »Reform und Tradition«, 1992 im Frankfurter Architekturmuseum, ins Reaktionäre.

Ohne das Spannungsfeld dieser Diskussionen ist die aktuelle Rezeption des I.G.-Farben-Gebäudes kaum verständlich. Jenseits seiner offenbar emotional anrührenden Gestalt – der Kritiker und heutige *FAZ*-Redakteur Bartetzko schwärmte 1989 von der »überwältigende[n] Wirkung (...) kristallin flirrender Quaderflächen«, die erwähnte *SPIEGEL*-Redakteurin assoziiert eine »Perlenkette« von Gebäuden – wird das I.G.-Farben-Gebäude ins Feld geführt, um es gegen die avantgardistische Moderne der 20er Jahre zu wenden. Diese habe es nicht vermocht, die »psychischen Dispositionen der Majorität zu beschwichtigen« sondern »Unrast, Bindungslosigkeit [und] Heimatverlust« auf die Spitze getrieben, so derselbe Bartetzko. Seine Äußerungen, die hier nur exemplarisch angefügt sind, lassen den Eindruck entstehen, die Architektur der Moderne habe nicht nur die Zerstörung der Städte in den fünfziger Jahren durch funktionalistisches Zonierungsdenken, d.h. die Trennung von Wohnen, Arbeiten und Verkehr, sondern auch den Faschismus auf dem Gewissen. Diesen stellt er unter Verwendung einer Formulierung Ernst Blochs als zumindest auf architektonischem Gebiet als notwendig aus der Moderne folgenden »Gegenzug« dar, in dem »das Haus zur Festung werde, wo nicht zur Katakombe«. Einzig ein »versteinerter Funktionalismus«, wie am Beispiel des I.G.-Farben-Gebäudes zu sehen ist, führe aus diesem Dilemma der »symbolischen Unstetigkeit in den Architekturen des Neuen Bauens« hinaus, und hätte, so lässt sich hinzufügen, nach Meinung Bartetzkos das Verlangen nach dem Faschismus gar nicht erst aufkommen lassen.

Gegen soviel Klassik hilft es nur, sich zu besinnen, was unter der Oberfläche steckt. Das I.G.-Farben-Gebäude ist eigentlich ein Stahlskelettbau. Wie eine Abbildung zeigt, unterscheidet es sich nicht wesentlich von den ersten Gebäuden, die nach dem zweiten Weltkrieg durch den Emigranten Ferdinand Kramer auf dem Campus der Universität Frankfurt errichtet wurden. Das Philosophikum, das Hörsaalgebäude 1 und viele andere Universitätsbauten dieser Zeit basieren auf dem gleichen Konstruktionsschema wie das I.G.Farben-Gebäude. Eine Teildemontage der vorgehängten Travertinplatten, um in dem Stahlgerüst eine zeitgenössische Architektur zu verankern, wäre ein ganz ähnliches Zeichen, wie es Kramer im Jügelhaus setzte: Dort ließ er das alte Portal abbrechen und fügte einen neuen Eingang in die neobarocke Fassade von 1906 ein.

Erstmals erschienen in »!«, Zeitschrift der Demokratischen Linken (www.demokratischelinke.de),(01/2002).

dataspace
infoladen
datenbank
Thematische Online-Recherche
von Artikeln linker Zeitschriften
Bestand von Infoläden:
Bücher, Broschüren,Videos ...
www.nadir.org/dataspace

dérive
Zeitschrift für Stadtforschung
www.derive.at

This is not a nice place

Gegen Hegemonie im IG-Farben Haus

Seit dem Sommersemester 2001 ist der Großteil der Geistes- und Kulturwissenschaften im IG Farben Haus untergebracht. In den Monaten des Um- und Einzugs wurde an diesem Gebäude noch herumgemäkelt: Dass es Seminarräume ohne Fenster gibt, Lagerräume in Seminarräume umgewandelt werden, weil es bereits von Anfang an eine Überbelegung gibt, dass Institute massenweise Bücher aussortieren mussten, weil die Räume der neuen Bibliotheken nicht stabil genug aber denkmalgeschützt sind und nicht umgebaut werden dürfen. Das war eine eher langweilige Kritik. Aus linker Sicht gibt es viel interessantere und wichtigere Kritik an dem IG Farben Haus und der Politik, die dort gemacht wird.

Hier hatte der IG Farben Konzern, deren Tochterfirma u.a. das Gas herstellte, mit denen in den Konzentrationslagern Millionen von Menschen vergast wurden, seinen Hauptsitz. Im Vorfeld des Umzugs gab es noch Debatten darüber, wie damit umzugehen sei. Seit der offiziellen Eröffnung im Oktober 2001 ist Schluss damit: Eine Ausstellung ist installiert und der Gedenkstein eingelassen (beides wurde gegen den Willen der Uni-Leitung durchgesetzt). Den Opfern der IG Farben hat man nun genug gedacht und endlich kann man sich dem schnellen und zukunftsfähigen Studium widmen, mit dem guten Gewissen einer bewältigten Vergangenheit. Konsequent also, dass die Uni-Leitung den Sprachgebrauch von »IG Farben Haus« in »Campus Westend« durchsetzt, sich an diverse Versprechen gegenüber den überlebenden ZwangsarbeiterInnen der IG Farben nicht erinnert und mit enormer Geschwindigkeit in die neoliberale Zukunft rennt. Es ist eben nicht nur die Adresse, die sich mit dem Umzug von traditionell eher linken Fachbereiche geändert hat. Im IG Farben Haus ist die Zukunft der Uni immer ein bisschen eher da, weil man sich hier mehr Mühe gibt.

Volle Kraft voraus

Uni-Präsident Steinberg redet stolz vom neuen Campus: »Wir bauen die modernste Universität Europas« und »Die europäische Metropole Frankfurt/Rhein-Main braucht eine erstklassige Universität«. Wenig überraschend ist die Tendenz, die Uni zum Standortfaktor zu machen, an dem nach marktwirtschaftlichen Kriterien studiert werden soll: Output-orientiert, effizient, schnell; im »erstklassig« klingt auch etwas Elitäres mit. Das ist nichts Außergewöhnliches, jedoch gelingt es im IG Farben Haus besser als in Bockenheim, die Uni auf eine Reproduktionsanstalt angeblich nützli-

chen Wissens zu beschränken. Errungenschaften (nicht nur) der 68er, die im alten Gebäude nach und nach abgebaut werden, wurden gar nicht erst eingerichtet. Außer Uni gibt es auf dem Campus und in der Nähe nichts, außer Studieren ist hier nichts möglich.

Hier kommt die Architektur der Politik entgegen: Bei der Restauration des IG Farben Hauses wurde Wert darauf gelegt, den Original-Zustand wieder herzustellen und bauliche Veränderungen, die die Verwaltung der amerikanischen Alliierten vorgenommen hatte – etwa mehr Farbe und Zwischendecks – wurden rückgängig gemacht. Verlässt man dem Seminarraum, wird man direkt auf dem Gang ausgespuckt, der keine Aufenthaltsmöglichkeit bietet um z. B. bei einer Zigarette in Ruhe über das Seminar zu diskutieren. Ständig wollen Leute vorbei und hinsetzen kann man sich auch nicht, weil aus Brandschutzgründen Sitzmöbel nicht erlaubt sind (außerdem besteht ein generelles Rauchverbot). Dazu muss man schon in die Rotunde gehen, die besonders im Winter und bei Regen laut und voll ist und schon hat man die nachhängenden Gedanken aus dem Sinn und die KommilitonInnen aus den Augen verloren. In zehn Minuten fängt auch schon das nächste Seminar an.

> »Vom eingezäunten und bewachten Gelände wird das nicht-effiziente Außen der Uni ausgeschlossen; die Uni soll nicht Teil des Stadtteils und für vorbeiziehende Menschen oder AnwohnerInnen begehbar werden.«

Raummarketing von CampuSERVICE

Im Grunde ist nichts dagegen zu sagen, wenn eine zentrale Koordinationsstelle für alle Veranstaltungen an der Uni, welche die Hörsaalverwaltung entlastet, eingerichtet wird. Doch die 2001 gegründete CampuSERVICE GmbH ist als privater Dienstleister nur dem Unipräsidenten unterstellt und somit nicht rechenschaftspflichtig gegenüber Studierenden oder Fachbereichen. Zudem ist CampuSERVICE vor allem dazu da, externe OrganisatorInnen zu betreuen, die in der Regel repräsentative und kommerzielle Großevents veranstalten und Geld in die Kasse der Uni (und von CampuSERVICE) bringen sollen. Diese Ausrichtung führt beizeiten dazu, dass Institute für Konferenzen keine Räume mehr im IG Farben Haus bekommen, weil sie an einen Career-Monitoring-Challenge-Kick-Off oder an die Deutsche Bank vermietet sind.

Dies hat zur Folge, dass kleinere, Uni-interne und vor allem nichtkommerzielle außeruniversitäre oder studentische Aktivitäten wie Fachschaftspartys unter die Räder kommen. Veranstaltungsräume länger als bis 22.00 Uhr zu beantragen ist ein großer bürokratischer Akt und manchmal bekommt man die Räume auch nicht, wenn sie frei sind. Selbst kulturelle Projekte von Studierenden der Uni Frankfurt wie redpark müssen Miete für Räume bezahlen. Nach 20.00 Uhr kann nur das Gelände betreten, wer von den PförtnerInnen des Sicherheitsdienstes auf das umzäunte Gebiet gelassen wird. FachschaftsvertreterInnen werden dazu genötigt, für Partys einen Vertrag zu unterschreiben und persönlich zu haften. Dieser Vertrag umfasst unter anderem, Gäste ggf. nach Drogen zu überprüfen und Sicherheits-, Ordnungs- und Sanitätspersonal zu stellen. Musik ist nur in Zimmerlautstärke bis 22 Uhr erlaubt. Dieser Campus ist eben zum Studieren und Repräsentieren, nicht aber zum Diskutieren, Reflektieren, Abhängen und Feiern da. Auf dem alten Campus Bockenheim, wo die Geisteswissenschaften in separaten Häusern untergebracht waren, genügte eine mündliche Absprache mit dem Hausmeister, und schon durften die Plattenteller abdrehen …

Grüße vom »monumentalen Tummelplatz der geistigen Reflexionen« (Steinberg)

Neben den im (alten) Hochschulrahmengesetz vorgeschriebenen Fachschaftsräumen gibt es keinen festen Raum für studentische Projekte oder Veranstaltungen. Das Flugblatt-Verteilen in der Mensa ist untersagt bzw. nur mit Genehmigung erlaubt – was nicht heißt, dass man sich daran halten würde – es verhindert aber, dass Politik in den Unialltag selbstverständlich dazugehört. Aufkleber und Sprüche an der Klotür werden binnen zwei Stunden entfernt und Auslagen von Fensterbänken täglich weggeworfen. Das durchgesetzte Plakatierverbot bedeutet das Verdrängen von außeruniversitärem Leben, Politik und Gesellschaft aus dem Blick der Forschung.

Aushänge gibt es trotzdem: an den dafür vorgesehenen Plätzen werden die kommerziellen Konferenzen beworben. Info-Stände gibt es auch: Allerdings nicht zur Solidaritätsarbeit in Nicaragua. Auf dem Weg in die Mensa kommt man an irgendwelchen Promotion-Ständen vorbei, die einem Abos, Verträge, Versicherungen und Karrieremanager verkaufen. Vom eingezäunten und bewachten Gelände wird das

nicht-effiziente Außen der Uni ausgeschlossen; die Uni soll nicht Teil des Stadtteils und für vorbeiziehende Menschen oder AnwohnerInnen begehbar werden. Wer es auf das Gelände schafft, gehört zur (Bildungs-) Elite. Willkommen in der exklusiven Universitätscommunity. Lediglich die Anwesenheit des stets unfreundlichen, vermutlich untertariflich bezahlten privaten Sicherheitsdienstes zeugt davon, dass dieses Unikonzept von Elite und Ausschluss mit Gewalt durchgesetzt werden muss.

Hoffnungen darauf, dass die Linken an der Uni besser zusammenkommen, weil sie nicht einzeln und verstreut in abgelegenen Institutsgebäuden vor sich hinsauern sind nicht aufgegangen. Nicht, dass es keine kritischen Veranstaltungen gibt: Einige linke DozentInnen nahmen den Umzug ins IG Farben Gebäude zum Anlass, antifaschistische Seminare anzubieten und natürlich sind nicht alle kritischen Menschen beim Umzug verloren gegangen – obwohl: wahrscheinlich sind es gerade sie, die sich wegen der Herrschafts-Architektur des Gebäudes und seiner Geschichte hier nicht wohl fühlen und auch keinen Frieden mit ihm schließen wollen – man bekommt jedoch schwieriger von ihnen mit.

Erst im Streik im Wintersemester 2003/04 wurde durch die anerkannte Proteststimmung das Streikcafé im Foyer des IG Farben Hauses geduldet; zum ersten Mal gab es einen für längere Zeit sichtbaren Anlaufpunkt oder überhaupt einen wahrnehmbaren Ort, an dem man bei billigem Kaffee ungezwungen abhängen, einhalten und über Aktionen plaudern konnte.

Raummarketing II

Der neuste Clou ist, dass Fachbereiche ihre Räume von der Uni anmieten und wenn sie »zuviel Platz« haben, diesen selbst bezahlen oder untervermieten müssen. Fachbereiche werden also als KundInnen der Uni entworfen und nicht etwa als Teil von ihr. Der Standort Uni gibt das Logo, mit denen die Fachbereiche in produktiver Konkurrenz untereinander am Wissensstandort teilhaben. Schließlich könnten die Institute ja Drittmittel eintreiben, um ihre Miete zu bezahlen. So werden DozentInnen zu ManagerInnen ihrer Forschungsgebiete.

Da die Räume aber aufgrund des Denkmalschutzes in ihrer Größe nicht änderbar sind, führt es entweder dazu, dass MitarbeiterInnen der Institute in kleinen Räumen des Gebäudes zerstreut sein werden oder sie zusammenrücken müssen und sich so beim Arbeiten behindern. Bei dem geforderten Quadratmeterpreis würde es für eine Professorin, ihre HiWi und ihre Assistentin billiger sein, in ein nahegelegenes Bürogebäude umzuziehen und Sprechstunden in der Cafeteria abzuhalten. Dort könnte man im Übrigen auch nach 22.00 und sonntags problemlos Zugang zu den Räumen erhalten, ohne sich beim Pförtner dafür zu rechtfertigen, warum man das schmucke Gelände nun betreten wolle.

» Fachbereiche werden also als KundInnen der Uni entworfen und nicht etwa als Teil von ihr. Der Standort Uni gibt das Logo, mit denen die Fachbereiche in produktiver Konkurrenz untereinander am Wissensstandort teilhaben. «

Die Preisfrage lautet: was passiert mit den so freigewordenen Räumen? a) Er wird studentischen Initiativen zugänglich gemacht b) gar nichts, weil die Fachbereicht und Institute sich gegen diese Praxis geschlossen wehren werden c) Es soll für repräsentative Institute Platz gemacht werden d) Niemand Gedanken zu gemacht, der Beschluss führt zu Leerstand in einem überbelegten Gebäude.

Umzug der Uni auf das »Westend-Areal«

Das »Westend-Areal«, auf dem sich bislang nur das »Poelzig Ensemble« (IG Farben Haus und Mensa) befinden, soll langfristig alle Fachbereiche außer Medizin und Naturwissenschaften beheimaten. So richtig weiß noch niemand, wie der Neubau der Institutsgebäude finanziert werden soll, aber Pläne für den Umzug gibt es schon: Zuerst sollen die repräsentativen Fachbereiche auf den repräsentativen Campus (Wirtschaftswissenschaften, Jura und ein neugegründetes und zum Teil gesponsertes House of Finance). Verlieren werden die Turmfachbereiche: Sie sollen aus dem brandgefährdeten Turm in das Juridicum umziehen, um dann ein paar Jahre später nochmals umzuziehen. Lehren und Forschen für die Zeit des Umzugs und des provisorischen Zwischenstopps im Juridicum wird sehr erschwert, wenn nicht verunmöglicht.

Gegen Hegemonie, für Gegenhegemonie

Im Namen von »den Studierenden« etwas zu kritisieren funktioniert weniger denn je. Die durchschnittlichen StudentInnen finden nämlich einfach alles toll: Das Besteck in der Mensa sei nun sauber, die Paternoster lustig, die Architektur insgesamt beeindruckend und die Wiese schön; es sei ja auch nett, dass nicht alles so heruntergekommen ist und keine Obdachlosen und Junkies beim Studieren die heile Welt durchkreuzen. Kleinkriege zwischen Ortsansässigen, die ihre Präsenzbibliothek nutzen und BWLerInnen und Jura-Studierenden über die wenigen freien Arbeitsplätze fehlt ebenfalls die emanzipatorische Komponente.

Ja, die andere Seite hat gewonnen, das muss man einmal sagen. Aber das heißt nicht, dass man ihnen den Sieg schenkt oder nicht streitig macht. Kritik an der Haus- und Unipolitik ist viel subtiler geworden; dass überhaupt Aushandlungsprozesse stattfinden und einzelne Leute versuchen, gegen diese Hegemonie anzutreten, ist kaum wahrnehmbar.

Der Kampf auf verlorenem Posten kann nicht heißen, zu allen Gremiensitzungen zu gehen und minimale Veränderungen zu bewirken, die man sich als große Errungenschaften einredet. Aber man wird auch nicht gänzlich drumherum kommen, sich auf die unsäglichen Gegebenheiten zu beziehen und sich damit erst einmal darauf einzulassen: Linke Politik geht heute zum Grossteil davon aus, dass sie Nischen aus vorigen Zeiten nutzt, verteidigt und von ihnen aus agiert. Eine Tradition linker Politik gibt es im neuen Gebäude nicht. Den Status quo verteidigen hieße gar nichts zu verteidigen. Alles muss sich neu erkämpft werden, in einem Rahmen, in dem Aushandlungsprozesse eigentlich schon gelaufen sind.

Sarah Dellmann

» Im Namen von »den Studierenden« etwas zu kritisieren funktioniert weniger denn je. «

Erstmals erschienen in *Diskus. Frankfurter Student_innenzeitschrift*, 2/2004.

Der Behemoth der tolerance

Kleine Anmerkungen zu einem großen Kunstwerk

Seit und für kurze Zeit steht vor dem Haupteingang des IG Farben Hauses die Skulptur des französischen Künstlers Guy Ferrer. Diese setzt sich aus »9 monumentalen Bronze Skulpturen, die jede einen Buchstaben des Wortes ›tolerance‹ repräsentieren« zusammen:

> »Eine Künstlerische Herausforderung, die die Botschaft hervorbringt, mit welcher man heute konfrontiert ist (...) eine Ode an die Toleranz, inkarniert in neun Lettern aus Bronze: Priester, Weise, Pilger...«[1]

Am Aufstellen dieser Skulpturengruppe und vor allem mit dem von der Universität angebrachten Beschreibungstext, wird nicht nur auf eklatante Weise deren Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit deutlich, die mit dem ehemaligen Verwaltungsgebäude der IG Farben verknüpft bleibt, sondern auch das Kunstwerk selbst ist Ausdruck des falschen Einspruchs gegen die falschen Gesellschaft.

Toleranz wird Groß geschrieben

> *»Bisher habe ich die ganzen Unannehmlichkeiten geschluckt, und mir dabei gedacht, dass mir das Ganze schon nichts machen wird. Ich hätte mich von dieser Uni nicht zur Verzweiflung bringen lassen. Aber jetzt ist es doch soweit gekommen. Sie hat es geschafft. Und wie. (...) Sie hat dieses Kunstteil auf die Wiese geklatscht. Und ein paar Tage später hat sie auch noch diesen Quatsch daneben geschrieben.« (Flyer: Ole Ole Tolerance)*

Die Verwunderung war groß ob dieses Ungetüms, das Anfang Juni aufgestellt wurde; wie aus dem nichts – scheinbar über Nacht so natürlich gewachsen, wie diese Kunst sein möchte – stand es einfach dort. Weiß die Universität doch sonst so gut jegliche spontane Regung kulturellen Lebens auf ihrem Prestige Campus schon im Keim zu ersticken, thronte plötzlich und unübersehbar die Skulpturengruppe vor dem Haupteingang. Das Norbert-Wollheim-Memorial, was den vielen ermordeten und wenigen Überlebenden Jüdinnen

» Die Tafel auf der Norbert Wollheim abgebildet ist, derjenige der in einem Zivilprozeß gegen die IG Farben Entschädigungszahlungen für die Zwangsarbeit einklagte, wird durch die Skulpturengruppe genau das, was er für die Universität ist. «

und Juden der Shoah im allgemeinen und den Zwangsarbeitern der IG Farben im besonderen gedenkt, verschwindet mehr den sonst gegenüber der monumentalen Installation, die nichts sonst fordert als Toleranz. Die beigestellte Tafel erklärt den Grund, warum dort die großen Lettern stehen: »Mit der temporären Installation des Skulpturenzyklus T.O.L.E.R.A.N.C.E. bekennt sich die Goethe-Universität zu ihrer besonderen Verpflichtung, ihre Forschung in den Dienst des Menschen zu stellen.«

Selbst in der Begründung der ›besonderen Verpflichtung‹ kann sich die Uni wiederum nicht verkneifen ihrem Stolz auf den ›Prachtbau‹ Ausdruck zu verleihen: »Auf dem historisch vielfach markierten und wechselvoll besetzten Terrain vor der Kulisse des IG Farben Gebäudes des Architekten Hans Poelzig, erscheint die Skulpturengruppe als ein weiteres großes Versöhnungszeichen.« Die maßgebende Nutzung des Geländes und ursprüngliche Zweck des ›Poelzig-Ensembles‹, nämlich der Sitz der IG Farben vor und während des Nationalsozialismus und auch der eigentlich Grund für das ›Versöhnungszeichen‹ wird mit keinem Wort erwähnt; damit wird die früher dort existierende Nervenheilanstalt, die Nutzung des Gebäudes für die IG Farben und deren Beteiligung an Zwangsarbeit und Ermordung in Buna/Monowitz und die Verwendung des Gebäudes durch das US Militär unterschiedslos nebeneinander gestellt und der Bruch, den die H.F. während des Nationalsozialismus darstellen, eingeebnet. Gleichwohl gerinnt unter der Hand auch die amerikanische Nutzung zur »Besetzung«.

Die Tafel auf der Norbert Wollheim abgebildet ist, derjenige der in einem Zivilprozeß gegen die IG Farben Entschädigungszahlungen für die Zwangsarbeit einklagte, wird durch die Skulpturengruppe genau das, was er für die Universität ist: klein, winzig und unbedeutend – an den Rand gedrängt. An die Judenverfolgung und -vernichtung zu erinnern fällt schwer und braucht den Druck von Außen, ist nur mit vielen Kompromissen und Hartnäckigkeit durchsetzbar – nur damit sich die Universität in letzter Instanz noch damit brüsten kann. Alternative Vorschläge für ein Memorial, die es direkt vor das IG Farben Gebäude gesetzt, jedenfalls das Gebäude selbst stärker in ihre Entwürfe einbezogen haben und es damit direkt angegriffen hätten - unübersehbar aber nicht monumental - , waren für die Universitätsleitung undenkbar. Auf die harmlose und beliebige Floskel der Toleranz kann man sich jedoch schnell einigen und diese auch übergroß propagieren, auf dass sich keiner mehr der Vergangenheit erinnere.

Diese spielte dann auch bei der Enthüllung und Eröffnungsfeier der Skulpturen im Zuge des, teilweise aufs widerlichste folkloristischen, Sommerfestes der Goethe-Universität am 03. Juli keine Rolle mehr – daran konnte auch der Redebeitrag eines Rainer Forst nichts ändern, der sich schon längst in die cosy corner seines Intellektuellen-Komforts und des Exzellenzclusters zurückgezogen hat. In schlecht sitzenden Anzügen waren der neue Universitäts-Präsident Werner Müller-Esterl und der hessische Finanzminister Karlheinz Weimar, der durch Sprache und Gesten seine, nicht nur aus geographischer Sicht, provinzielle Provenienz kaum verstecken konnte und somit der Veranstaltung und ihrem Flair gerade gerecht wurde, viel zu sehr damit beschäftigt sich mit Lob für das künstlerische Konzept Ferrers und den neuen Campus zu bekleckern. Finanzminister Weimar konnte gar nicht mehr an sich halten und weil Deutsche scheinbar gerne ›expandieren‹ machte er ›den schönsten Campus Deutschlands‹ kurzerhand zum schönsten des Kontinents und meinte, dass man das ja auch ohne große Scham behaupten könne. Ihr Palaver wäre nicht der Rede und schon gar nicht des Aufregens wert, jedoch machte Weimar einen Anlauf davon zu reden, wovon er als Jurist und ehemaliger Kreisvorsitzender der Jungen Union zwangsläufig Ahnung haben muss, nämlich Kunst und Architektur. Diese wolle man in Form von Skulpturen und ähnlichem in Zukunft noch mehr auf dem Campus integrieren und außerdem sei bei einer so kunstvollen Architektur der Campus ja auch irgendwie unlösbar mit Kunst verbunden. Dass dieses Gebäude, das man bezogen hat, unlösbar mit der Judenvernichtung verbunden ist, dämmerte weder Publikum noch den Rednern.

Im Dialog mit Buddha und Sharia

Dass die Bronze-Figuren der Skulptur von weitem wie aus Stroh aussehen und an paganistische Kunst erin-

»Außerdem sei bei einer so kunstvollen Architektur der Campus ja auch irgendwie unlösbar mit Kunst verbunden. Dass dieses Gebäude, das man bezogen hat, unlösbar mit der Judenvernichtung verbunden ist. dämmerte weder Publikum noch den Rednern.«

nern, ist kein Zufall. Das Gebilde hat der Künstler 2004 angefangen zu entwerfen, aufgrund des zunehmenden »Clash of the Religions« und den sich daran anschließenden Debatten. Die Forderung und Botschaft ist so simpel und naiv, wie das in der Presse-Mappe vorangestellte Zitat des Dalai Lama: »Es nicht von Bedeutung, ob jemand Gläubig ist oder nicht: worauf es ankommt, ist tolerant zu sein.« Im Kontext des interreligiösen Dialogs bekommt die Installation vor dem IG Farben Gebäude eine weitere Komponente: Wenn Religionskritik nicht gegen, sondern als Vorbedingung für ein unhintergehbares Mindestmaß an Liberalität von Nöten wäre, sie aber mit der unschlagbar gemütlichen Phrase der Toleranz abgewehrt wird, läuft das mindestens implizit auch auf die Toleranz gegenüber dem Antisemitismus hinaus. Die völlige Blindheit des Antisemitismus gegenüber seinen Objekten als dem projektiven Bild der *Juden*, auch da, wo ihm Religion als Rationalisierung dient, begegnet kein Dialog, zumal wenn er nicht einmal kritisch, sondern einfach tolerant sein soll.

Unterm Motto des postmodernem Identitätspatchwork gelegenen Dalai Lama wird der immanente Wahrheitsanspruch von Religion der Beliebigkeit preisgegeben und das heißt alle Besonderheit wird - gerade in deren Hypostasierung, der jeder Bezug auf ein Allgemeines, gar der Anspruch auf ein vernünftiges abgesprochen wird - in Einheitssuppe ersoffen. Übersetzt heißt sein Zitat: Solange du dich ergibst ist alles egal, auch wie du die Sperrzone deines Privatwahns einrichtest.

Es ist passend genug zum Dialog, dass vor dem Regierungspalast der Vereinigten Arabischen Emirate auch Ferrers Installation steht und von dieser gekauft wurde. Der rigiden und lustfeindlichen Sexualmoral die per Staatsreligion Islam verordnet und durch Zensur sichergestellt wird, begegnet man – wie in Europa so üblich – am besten mit tolerance; man könnte auch sagen: »Beflügelt durch die Spiritualität der Welt, offenbart er (Guy Ferrer) uns über alle Grenzen hinweg in seinen Werken eine individuelle poetische Vision des Menschen.«[2]

Während sich das Kunstwerk schon allein wegen seines eigenen Anspruchs blamiert, erlaubt sich die Universität in Sachen ›Aufarbeitung der Vergangenheit‹ einen weiteren, nicht unerheblichen Fauxpas. Wer vor das IG Farben Gebäude eine Skulptur stellt, die sich selbst um interreligiösen Dialog ansiedelt und Toleranz propagiert, der rückt diese beiden Themen unweigerlich in den Kontext von Nationalsozialismus und Antisemitismus; übt sich damit in Appeasement und zeigt seine absolute Begriffslosigkeit von Antisemitismus (der die eines Werner Benz, seines Zeichen Chef der ZfA, locker übersteigt). Denn, was an diesem Ort durch das Werk vermittelt wird, ist nicht »Versöhnung und Hoffnung«, sondern dass es den Deutschen während des Dritten Reichs nur an Toleranz gemangelt habe die *Juden* in ihrem ›Anders-sein‹ zu akzeptieren, als wäre ihre – tatsächliche oder imaginierte – Differenz von Kultur und Religion der Anlass zum Antisemitismus. Durch den Aufruf zu Toleranz fordert man gleichsam auch eben die Opfer des Antisemitismus tolerant zu sein – gegen wen oder was auch immer – und fehlt ihnen jene, so geben sie doch einen Grund – mangelnde Toleranz – zum Judenhass. Hinzu kommt, dass der Appell an die Toleranz, auch einer an die Vernunft ist und somit gegen das Wahnhafte und irrationale des Antisemiten wenig anzubringen weiß – außer den bloßen Appell. Dabei müsste man doch wissen, dass alle Rufe nach Toleranz – damals wie heute – vergeben sind »und noch die zwingendsten anthropologischen Beweise dafür, daß die Juden keine Rasse seien, werden im Falle des Pogroms kaum etwas daran ändern, daß die Totalitären ganz gut wissen, wen sie umbringen wollen und wen nicht.«[3]

Zero Tolerance

Der Künstler erklärt, dass er das Wort Toleranz gewählt habe, weil er meint, es sei in der ›post-1968er Zeit obsolet geworden‹, dass seine Personen ein harmonisches ›coming-together‹ verkünden, den willkommenden Dialog über unsere Unterschiede in einer ›friedvollen Komplizenschaft‹.[4] Einer der ›prä-1968er‹ wußte allerdings noch: »Die abstrakte Utopie wäre allzu leicht mit den abgefeimtesten Tendenzen der Gesellschaft vereinbar. Daß alle Menschen einander glichen, ist es gerade, was dieser so paßte.«[5] Und solang eben die versprochene Gleichheit beständig von der selben Gesellschaftsformation die sie ausruft uneinge-

löst bleibt wird, solange muß man sich »an dem Faktum [stoßen], daß totale Toleranz nicht nur leer ist, sondern auch gefährlich.« [6]

Die Universität, die meint ihre Forschung in den Dienst der Menschen und sich damit in eine Traditionslinie der Aufklärung zu stellen, desavouiert diese, in dem eine ihrer Konstitutien, nämlich die Kritik der Religion, zugunsten des Dialogs preisgegeben wird: »Auf einer Bühne vereint, treten Wissenschaftler, Gelehrte, Weise und Priester miteinander in den Dialog und fordern Menschen aller Nationalitäten und Kulturen dazu auf, an diesem Ort der Begegnung und des Austauschs das symbolische Gespräch fortzuführen.« Dass das Gespräch nur symbolisch fortgeführt werden soll, spricht unversehens die Wahrheit aus, die so unbequem ist, dass sie nicht offen benannt werden darf: dass mit den Ermordeten nicht mehr gesprochen werden kann.

Der liberale Anstrich, den man sich gibt und der auch gut in das Bild der vermeidlich im Dienst der Aufklärung stehenden Universität passt, kann jedoch nicht über den Gehalt der leeren Phrase hinweg täuschen. Die Forderung wirklicher Toleranz würde eine Parteinahme einschließen, weil sie sonst nur dem Status Quo das Wort redet: gegen regressive Bewegungen und für fortschrittliche. ›Befreiende Toleranz‹ (Marcuse) würde diese Verhältnisse nicht mehr tolerieren, würde wissen wo die Grenzen der Toleranz sind, dass Toleranz Gleichmacherei ist, wo es keine wirkliche Gleichheit gibt und somit die gesellschaftlichen Zustände verwischt. Gleichwohl bereitet erst der Liberalismus und die bürgerlich-demokratische Gesellschaft den Boden für diese ›antidemokratische‹ Intoleranz gegenüber rückschrittlichen Bewegungen, während sie diese mittels Unterdrückung, Gewalt und Herrschaft doch wieder einkassiert.[7]

Die Forderung: Toleranz wird pervertiert, wenn die Universitätsleitung am IG Farben Campus selbst alles dafür tut jegliches studentische Leben und Initiative zu verunmöglichen und doch mittels einer Skulpturengruppe Toleranz fordert, für einen Dialog, der nicht auch, sondern vor allem die Feinde der Aufklärung, Emanzipation und Zivilisation miteinschließt. Damit überführen sich Künstler wie Universitätsleitung gleichermaßen selbst ihrer Ideologie. Während das Kunstwerk die Toleranz des Bestehenden ausruft, hat die Universität einen weiteren Weg, welcher sich nahtlos in den aktuellen und neueren Diskurs der Berliner Republik einfügt, der Schuldabwehr gefunden: statt die Täterschaft klar zu benennen und sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinandersetzen wird ein ›Versöhnungszeichen‹ gesetzt, dass doch nur der Deckerinnerung nützt und die Singularität von Auschwitz nivelliert um die Entsorgung des spezifischen daran voranzutreiben und es in eine Reihe von Menschenrechtsverbrechen in Anschlag zu bringen. Die Rede von Toleranz bleibt nur eine rhetorische Gebärde, gegen die nur eins zu setzten wäre: »Politik, der es im Ernst noch darum ginge,« die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen zu betreiben, »sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte statt dessen auf die schlechte Gleichheit heute (…) deuten, den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne angst verschieden sein kann.«[8]

Patrick Schwentke

Geschrieben im September 2009. Bisher unveröffentlicht.

Videolink zur Enthüllung des Kunstwerks: http://www.youtube.com/watch?v=T3ocuDjbBOk

***.notes**

#1 Zitiert aus der Presse-PDF des Künstlers. http://90plan.ovh.net/~guyferre/FR/media/T.O.L.E.R.A.N.C.E_uk.pdf . Übersetzung von den Autorinnen.

#2 http://www.flickr.com/photos/diegalerie/sets/72157620204226946/

#3 Theodor W. Adorno: »Minima Moralia«.

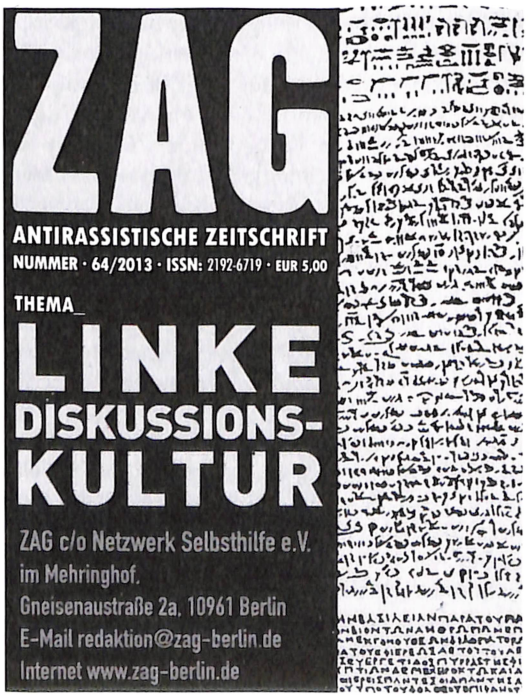
#4 Zitiert aus der Presse-PDF des Künstlers.

#5 Theodor W. Adorno: aaO.

#6 Jean Améry: »Die Grenzen liberaler Toleranz«.

#7 Vgl. Herbert Marcuse: »Repressive Toleranz«.

#8 Theodor W. Adorno: aaO.



»Ein Vorschlag zur Güte«

Seit beinahe einem Jahrzehnt existiert der Campus auf dem ehemaligen Gelände der IG Farben im Frankfurter Westend. 2001 zog die Goethe-Universität hier auch im Bewusstsein ein, mit der Geschichte des Nationalsozialismus umgehen zu müssen. Mit dem Norbert-Wollheim-Memorial hat sich nach langen Auseinandersetzungen 2008 auf dem IG Farben-Campus ein Rahmen gefunden, der die Beschäftigung mit der Geschichte der IG Farben und den Opfern des KZ Buna/Monowitz ermöglicht.

Was nach wie vor ausgeblendet bleibt, ist, dass die Universität selbst auch eine nationalsozialistische Geschichte hat, von der auf dem Campus bisher nichts zeugt. Will man aber als Bildungsinstitution einen Bruch mit dieser Vergangenheit, so muss vor allem auch die eigene historische Verstrickung von Universität und Bildung in den Nationalsozialismus bewusst gemacht und reflektiert werden. Schaut man sich den Forschungsstand über die Goethe-Universität in den Jahren 1933–1945 und die damit zusammenhängenden Entwicklungen davor und vor allem danach an, stößt man nur auf eine Handvoll Publikationen. Außerdem hängt etwas vergessen in der Neuen Mensa auf dem Bockenheimer Campus eine mittlerweile veraltete Ausstellung zu dem Thema, die in den 1980er Jahren von Studierenden erarbeitet wurde.

Im Interview in der aktuellen Ausgabe der *AStA-Zeitung* wurde Präsident Müller-Esterl auch auf die Vergangenheitspolitik der Goethe-Universität angesprochen. Auf die Frage nach der nationalsozialistischen Geschichte der Universität und über den Stand dieser Auseinandersetzung antwortete Müller-Esterl: »Ich weiß nicht ob es dazu aktuelle Planungen gibt, bin aber offen für solche Anregungen. Das müssen dann natürlich Leute mit einer entsprechenden Expertise machen.«

Was läge also näher als eine Ausstellung, wie es sie in Bockenheim gibt, zu aktualisieren und an einem zentralen Ort des neuen IG Farben Campus, dem identitätsstiftenden Hörsaalzentrum, zu installieren?

Es ist bezeichnend, dass dieser Vorschlag einmal mehr von den Studierenden kommt. Jedoch haben diese weder die Aufgabe noch die Mittel, sich der historischen Forschung oder einer Ausstellungskonzeption zu widmen. Das wäre Aufgabe der Universität. Sie könnte die Mittel bereitstellen und auch den Rahmen für die wissenschaftliche und breitere öffentliche Diskussion ermöglichen.

Studierende sind damit nicht von der Auseinandersetzung ausgenommen; es läge hier viel eher an jedem und jeder Einzelnen, sich individuell und gemeinsam mit der Geschichte der akademischen Disziplinen, mit der Gleichschaltung der Universitäten 1933, mit personellen und inhaltlichen Kontinuitäten nach 1945, wie auch allgemein mit der Möglichkeit, dass die aufklärerische Tradition von Wissenschaft nicht an nationalsozialistischer Forschung und Lehre hinderte, zu beschäftigen und dieses auch in ihrem eigenen Studium zu reflektieren.

Der hier gemachte Vorschlag ist ein allzu nahe liegender, eine Forderung, die hiermit zur Diskussion gestellt werden soll.

Wenn man den Uni-Präsidenten Müller-Esterl beim Wort und somit ernst nimmt, »offen für solche Anregungen« zu sein, einer öffentlichen und kritischen Auseinandersetzung mit der Universitäts-Geschichte nichts im Weg stehen. Denn: »Das sind Dinge die man nicht verschweigen sollte, die man offensiv angehen kann und wo diese Universität auch zu ihrer Vergangenheit stehen kann und auch stehen muss.«

Initiative Studierender am IG Farben Campus

Erstmals erschienen 2010.

***.notes**

Alle Zitate: Werner Müller-Esterl, AstA-Zeitung, 04/2010.

» Was nach wie vor ausgeblendet bleibt, ist, dass die Universität selbst auch eine nationalsozialistische Geschichte hat, von der auf dem Campus bisher nichts zeugt. «

Den IG-Farben ein Antimonument.

Wie umgehen mit dem Poelzig-Bau?

Ein Kommentar der Free Class FaM[1] zur künstlerischen Gedenkpolitik der Goethe-Universität in Frankfurt am Main

»Die neue Universität in Frankfurt wird die schönste Universität Deutschlands sein. [...] Im Poelzig-Bau gibt es auch nach sechs Jahren keinerlei Schmierereien an Wänden oder sonstige Zerstörungen. Ich betrachte das als die zivilisierende Kraft der Ästhetik.« Rudolf Steinberg, ehem. Präsident der Goetheuniversität, 2008

Das IG-Farben-Haus ist ein Monument deutscher Tätergeschichte. Hans Poelzig baute das Gebäude 250 m lang, 35 m hoch mit neun Stockwerken, wobei die Geschosshöhe vom Parterre nach oben hin abnimmt (von 4,6 auf 4,2 m). Dadurch sieht das Gebäude für den Betrachter höher aus. Nach Fertigstellung im Jahr 1930 diente das Haus 15 Jahre lang seinem Nutzungszweck als repräsentativer Bürobau der Interessens Gemeinschaft Farben AG, bis zur militärischen Intervention und Übernahme durch die alliierten Truppen im März 1945. Im Nationalsozialismus waren die IG-Farben direkte Profiteure und eine wichtige Schaltstelle des Zivilisationsbruchs. Das Unternehmen unterhielt sein firmeneigenes Konzentrationslager Buna/Monowitz und die Tochterfirma DeGeSch produzierte das für den deutschen Massenmord verwendete Schädlingsbekämpfungsmittel Zyklon-B.

Dass vor diesem geschichtlichen Hintergrund die Universitäts-Leitung des IG Farben Campus nicht müde wird, die »zivilisierende Kraft der Ästhetik" des Poelzig-Baus zu beschwören, kann nur als bizarrer Zynismus verstanden werden. Verzweifelt bemüht das Uni-Präsidium das naive Ideal von Kunst als immun und immunisierend gegen alles Ideologische. Dabei positioniert sich die Leitung des IG-Farben Campus ganz in Tradition seines Architekten Hans Poelzig, dem es, zumindest der eigenen Wahrnehmung nach, immer nur um die Kunst ging, und der unabhängig von ideologischen Erwägungen einfach nur bauen wollte, Hauptsache monumental, egal ob in Deutschland (auch nach 1933) oder für die Kommunistische Partei in der Sowjet-Union.

Der Opportunist Poelzig wird von der Goethe-Universität zum Genius und geistigen Vater des neuen Gesamtkunstwerks »Poelzig-Ensemble« aka Campus Westend stilisiert, dessen neue Erweiterungsgebäude peinlich-eklektizistische Imitationsversuche des neoklassischen Baustils des historischen Hauptgebäudes sind.[2] Der Ästhetik des IG-Farben-Gebäudes obliegt alles andere als ein heroischer Selbstzweck der Zivilisierung. Seine Geschichte ist konkreter Beweis des Scheiterns dieser ästhetisch-zivilisatorischen Projektion. Das IG Farben-Gebäude ist vor allem eins: Monument deutscher Täterschaft moderner Barbarei und zugleich Relikt eines unbedarften wie opportunistischen Kunstbegriffs.

Dennoch erhebt sich die Uni-Leitung zum pseudo-kritischen Anwalt der Geschichte und des künstlerischen Gedenkens. Eine Position von der sich das Präsidium wohl nicht zu letzt auch erhofft jede Kritik an der eigenen Institution delegitimieren zu können: Die Casinobesetzung im Dezember 2009 und der dadurch entstandene Sachschaden an den Rahmen der Kunstwerke von Georg Heck stilisierte die Uni-Leitung folgerichtig zum Beinahe-Zivilisationsbruch. Uni-Sprecher Olaf Kaltenborn skandierte: »Wo Kunst geschändet wird, ist die Freiheit in Gefahr.« In einem Leserbrief versuchte der Uni-Präsident dann auch die haarsträubende Parallele von Bildungsprotesten und nationalsozialistischen Kampagnen gegen »entartete« Kunst nahe zu legen. Die unerträglichen Versuche der Uni-Leitung die barbarische Geschichte dieses Ortes in ästhetische Qualität[3] umzudefinieren bedürfen einer politischen Antwort.

Dennoch wollen wir uns nicht dazu hinreißen lassen diesem Ort jeden ästhetischen und gedenkpolitischen Wert abzusprechen. Der künstlerisch so interessierten Uni-Leitung sowie der zur Nutzung dieses Gebäudes genötigten Studierenden und wissenschaftlichen Fachkräften könnte die Gedenkstrategie der Künstler Hans Hoheisel und Andreas Knitz ein Denkanstoß sein. »Zermahlene Geschichte« nennen sie ihr als Antimonument konzipiertes Gedenk- und Mahnmal in Weimar. 1997 ließen sie hier die ehemaligen Verwaltungsgebäude der GESTAPO-Leitstelle Thüringens in einer öffentlichen Kunstperformance mittels eines Brechwerkes zu »Holzschnitzeln und Mauerwerksgranulat« zermahlen um diese später wieder auf die Grundrisse der ehemaligen Gestapo-Gebäude als begehbare Skulptur aufzuschütten. Auch an der Ausschreibung für das Holocaust-Mahnmal in Berlin im Jahr 1995 beteiligte sich Hoheisel. Sein Vorschlag: den Mittelteil des Brandenburger Tors zu zermahlen und auf dem Denkmalsgelände auszustreuen. Der Entwurf schied schon in der ersten Runde des Wettbewerbs aus.

»Zermahlene Geschichte« halten wir als ästhetisches Erinnerungs-Konzept auch im Bezug auf die Geschichte des Poelzig-Baus für diskussionswürdig. Der Gewinn wäre ein Doppelter: Zum einen bliebe es Studierenden wie Mitarbeiter_innen erspart in diesem Gebäude weiter arbeiten zu müssen. Zum andern würde das Norbert Wollheim Memorial[4],als einzig substantielle Erinnerungsarbeit zum Gedenken der Zwangsarbeiter des IGFarben-Konzentrationslagers Buna / Monowitz, endlich nicht mehr länger im Schatten der monumentalen Täterrepräsentation des Poelzig-Baus stehen.

Free Class FaM

Erstmals erschienen im November 2010.

***.notes**

#1 Die Free Class ist eine Organisation von Kunstproduzent_innen gegründet von Studierenden der HfBK Städelschule und der HfG Offenbach im Jahr 2007. »Frei« sind wir als »Klasse« von Wissenschaftler_innen, Künstler_innen und Kreativen nur dem Formalismus bürgerlicher Freiheit nach – als Autor_innen unserer selbst dürfen wir frei auf dem Markt konkurrieren und zugleich Modellbürger_innen und Avantgarde kapitalistischer Innovation spielen. Als selbstorganisierter Bildungszusammenhang sind wir zugleich unabhängig von den Strukturen »öffentlicher« Bildungseinrichtungen wie etwa den Klassen an Kunstakademien, die im Schüler-Meister-Verhältnis der Autorität ihrer Professor_innen folgen. Wir haben das Label »Freie Klasse« dabei nicht erfunden. Freie Klassen gab bzw. gibt es, mehr oder weniger aktiv, in Braunschweig, Berlin, Wien, München und Hamburg. Womit wir uns in der Free Class FaM beschäftigen ist die Kritik der Kunst. D.h. es geht uns sowohl um künstlerische Kritik als auch um Kritik an Kunst selbst – Kritik an der Behauptung ihrer Ideologiefreiheit sowie ihrer heutigen Produktionsbedingungen. http://freeclass-frankfurt.wordpress.com

#2 Diese Form geschichtsvergessener Gebäude-Rekonstruktionen sind in Frankfurt am Main aktuell häufig zu beobachten. Bald wird etwa die moderne Architektur des Brutalismus (AfE-Turm, Technisches Rathaus oder das Historsiche Museum), vollkommen aus dem Stadtbild verschwunden sein. Anstelle des Technischen Rathaus wird derzeit die historische Altstadt Frankfurts rekonstruiert.

#3 Ein weiteres Beispiel für geschichts(un)sensible Kunst am IG-Farben-Campus ist der temporäre Aufbau der Skulpturengruppe »T.O.L.E.R.A.N.C.E.« am Haupteingang des Campus. Vgl. hierzu die Ausführungen der Initiative der Studierenden am IG-Farben-Campus in der Asta-Zeitung 2009. http://initiativestudierenderamigfarben-campus.wordpress.com/2010/04/28/immer-wieder-das-gleiche-zur-geschichte-des-schonsten-campus-deutschlands/

#4 www.wollheim-memorial.de

» Das IG-Farben-Gebäude ist vor allem eins: Monument deutscher Täterschaft moderner Barbarei und zugleich Relikt eines unbedarften wie opportunistischen Kunstbegriffs. «

Paradigmenwechsel.

Anmerkungen zum Umzug der Uni Frankfurt[1]

Die Restrukturierung der Hochschule von der Gruppen- zur Dienstleistungs-universität, die seit 1999 unter dem Label ›Bolognaprozess‹ verstärkt vollzogen wird, hat weit reichende Folgen für Forschung und Lehre (zusammenfassend für Frankfurt und Hessen vgl. Silomon-Pflug 2010). In Frankfurt fiel sie zusammen mit dem Umzug der Universität: 2001 zogen die geistes-wissenschaftlichen Fachbereiche in das IG-Farben Haus, 2008 folgten Neubauten für die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften. Thema des folgenden Artikels ist der räumliche Ausdruck, den der Paradigmenwechsel vom Fordismus zum Neoliberalismus[2] darin gefunden hat.

Campus Bockenheim

Mit seiner Inbetriebnahme 1973 war der AfE-Turm[3] (im Folgenden: Turm) für kurze Zeit das höchste Gebäude Frankfurts. Architektonisch zeigt er deutliche Bezüge zur Moderne, er trägt sein Stahlbeton-Skelett offen zur Schau und signalisiert Funktionalität und Massenproduktion. Die Ordinarien sind darin Vergangenheit, die Seminarräume flach und die Kritische Theorie in Form der Gesellschaftswissenschaften zu einem breiten interdisziplinären Projekt transformiert, dessen mechanischer Betriebsamkeit etwas tayloristisches anhaftet. An der Universität verkörpert er wie kaum ein anderes Gebäude die ›goldene Zeit‹ des Fordismus, der sich andernorts schon im Niedergang befand. Seine Geschichte beginnt allerdings wesentlich früher.

Vorgeschichte: Kritische Theorie und demokratische Architektur

In Folge der Befreiung vom Nationalsozialismus waren an der Universität Frankfurt Anfang der 1950er Jahre einige Außenseiter_innen in entscheidende Positionen gekommen: 1951 wurde das Institut für Sozialforschung (IfS) wiedereröffnet, dessen Leiter Max Horkheimer bald darauf Rektor der Universität werden sollte. 1953 konnte er das stiftungsfinanzierte Studierendenhaus mit folgenden Worten eröffnen:

»Das Glück des unabhängigen Denkens und das Bedürfnis nach Freiheit, das aus ihm folgt, ja mit ihm identisch ist, muss gelernt und erfahren sein; es bedarf der Übung und der Gelegenheit, des Beispiels und des Umgangs. (...) Wie unendlich klein auch das Ausmaß dieses Hauses im Hinblick auf so hoch gesteckte Ziele erscheint, die Wirkung dieser Zelle wird sich aufs Ganze der Universität und weiterhin erstrecken, es wird ihr Zentrum werden.« (Horkheimer 1953)

Im gleichen Jahr hatte Horkheimer den Architekten Ferdinand Kramer, einen Jugendfreund Theodor W. Adornos, aus dem Exil nach Frankfurt geholt und ihn mit dem Wiederaufbau der Universität beauftragt. Kramer stand in der Tradition der Klassischen Moderne und versuchte mit seinen Hochschulbauten an die Ideen der demokratischen Architektur anzuknüpfen, wie sie unter Ernst May mit dem Neuen Frankfurt (vgl. Mohr/Müller 1984) begonnen wurden.[4] Kramer begann seine Tätigkeit mit einem Paukenschlag: Das barocke Hauptportal des schlossähnlichen Hauptgebäudes (Jügelhaus) ließ er mit dem Bagger einreißen und durch eine transparente Glastürenkonstruktion ersetzen. Dieses Zeichen von Öffnung und Demokratisierung der Universität stieß bei den restaurativen Kräften auf vehemente Ablehnung.

Bei dem Bündnis von Kritischer Theorie und moderner Architektur handelte es sich nicht um eine Liebesbeziehung – den von Kramer eigens für Horkheimer entworfenen Schreibtisch ließ dieser umgehend durch Gelsenkirchener Barock ersetzen, umgekehrt findet sich in den wenigen Schriften Kramers kein Bezug auf die Kritische Theorie. Was beide dennoch verband, war eine inhaltliche Nähe: die entschiedene Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und allem, was ihn konstituierte; der Versuch der ›Erziehung zur Mündigkeit‹ und die Idee der Möglichkeit von Aufklärung; ein emphatischer Begriff von Demokratie, der deren soziale Bedingungen wesentlich mit in den Blick nahm. Während für Adorno und Horkheimer die fordistischen Phänomene Massenproduktion und Massenkonsum und deren Vermittlungen im Subjekt ein zentrales Feld der Auseinandersetzung bildete, versuchte Kramer den fortgeschrittenen Stand der Produktivkräfte in seinem »Bauen für die Wissenschaft« (Kramer 1960) fruchtbar zu machen. Materielle Grundlage waren u.a. der institutionalisierte Klassenkompromiss sowie bis dahin ungeahnte wirtschaftliche Wachstumsraten. Im weitesten Sinne standen beide Projekte schon für die Paradigmen von ›Chancengleichheit‹ und ›Mitbestimmung‹, noch bevor diese an der Hochschule institutionalisiert wurden. Gesamtgesellschaftlich betrachtet standen sie dennoch relativ verloren in der Opposition zu den herrschenden Kräften, denn der an sich sozialdemokratische Charakter des Fordismus trug in Deutschland das restaurative Gesicht der Adenauer-Ära. An der Universität äußerte sich dies in der Organisation durch Ordinarien wie in der Besetzung von Lehrstühlen mit Altnazis. Die Hegemonie der kritischen Geister war labil und bedeutete von Anbeginn einen Kompromiss. Zugespitzt ließe sich formulieren, dass Horkheimer und das IfS ein Feigenblatt der Repräsentation bildeten, unter dem alte Traditionen unhinterfragt fortgesetzt werden konnten.

Politisierung der Wissenschaft

Der Bruch kam mit 1968. Die studentische Revolte gegen die autoritären Verhältnisse war im Verbund mit dem ökonomischen Interesse nach mehr wissenschaftlich qualifizierten Fachkräften in der Lage, eine Reorganisation der Hochschulstrukturen herbeizuführen. Die Ersetzung der Ordinarien- durch die Gruppenuniversität mit einer verfassten Studierendenschaft korrespondierte mit den studentischen Aktivitäten: selbstorganisierte Seminare und Lesekreise, Cafés und Zeitungen, politische Initiativen und Wohn-gemeinschaften, Häuserkämpfe und Demonstrationen. Das Graffiti wurde neu erfunden, Plakate und Flugblätter kommunizierten mit dem städtischen Leben.

Genau in diese Zeit hinein wurde der Turm gebaut, er ist der materielle Ausdruck dessen, was sich als ›Hegemonie der Gesellschaftswissenschaften‹ bezeichnen ließe. In Frankfurt kommt bspw. kaum ein Fachbereich umhin, explizit gesellschaftskritische Themen in den Kanon mit aufzunehmen: in den Wirtschaftswissenschaften wird ein Lehrstuhl mit Schwerpunkt ›marxistische Wirtschaftstheorie‹ eingerichtet, in den Rechtswissenschaften gewinnen die Grundlagenfächer Rechtstheorie, -geschichte und -soziologie an Bedeutung, und selbst in der Medizin kehren mit dem ›Institut für Sexualforschung‹ gesellschaftstheoretische Fragen ein. Dieses Bild spiegelt sich auch in der Verlags- und Buchlandschaft: meist kritische Veröffentlichungen zu gesellschaftspolitischen Fragen dominieren die Fachliteratur, so dass selbst der Springer-Verlag Ullstein Schriften von Marx, Thompson oder Althusser veröffentlichen muss, um am Marktgeschehen partizipieren zu können.

Die Gesellschaftswissenschaften verkörpern auch inhaltlich den Fordismus, zentrales Thema ist der »sozialdemokratische Staat« (Christine Buci-Glucksmann), seine Akteure und Institutionen. Hier werden Personal und Wissen insbesondere für Schule, Medien, Sozialdemokratie und Gewerkschaften produziert, auf dem Programm stehen gesellschaftliche Verteilungsfragen, die sich aus der angewachsenen Produktivität ergeben. Tendenziell kritisch ist diese Wissenschaft, weil der Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital im Korporatismus von Staat, Unternehmen und Gewerkschaften zwar befriedet ist, aber als Klassenkompromiss ausdrücklich benannt bleibt – und von links kritisiert wird.

Bemerkenswert ist dabei, dass der fordistische Geist erst in die Hochschule einzieht, als die Krise des Fordismus gerade manifest wird. Die Abschaffung der Ordinarienuniversität fällt Anfang der 1970er Jahre genau in die Zeit, als die Golddeckung des Dollars sowie das System fester Wechselkurse von Bretton Woods aufgegeben wird. 1973 putscht Pinochet in Chile gegen Allende, kurz darauf werden die wichtigsten Ministerien mit den ›Chicago Boys‹ besetzt. 1974 erhält Friedrich Hayek den Nobelpreis für Wirtschafts-wissenschaften, 1976 Milton Friedman.

In der deutschen Hochschulpolitik wird dieser Paradigmenwechsel zunächst in Form des ›Doppelbeschlusses‹ von 1977 wirksam, in dem formuliert wird, »die Hochschulen weiter für alle Studierwilligen offen zu halten, aber ihre Finanzen einzufrieren« (Bultmann 1996, 336). Die Versuche zu einer Restrukturierung der Hochschulpolitik verdichten sich in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Ostblocks Anfang der 1990er Jahre und werden spätestens mit dem Bolognaprozess verstärkt in die Tat umgesetzt. Die Verbetriebswirtschaftlichung von Forschung und Lehre durchzieht sämtliche Fachbereiche und Studiengänge und ist unvermittelter Ausdruck der neoliberalen Hegemonie: Marktgängigkeit wird zum bestimmenden Kriterium, Konkurrenz und Wettbewerb zu den entscheidenden Mechanismen. Privatagenturen akkreditieren Studienmodule und erstellen Rankings und Evaluationen, alles und jede_r wird quantifizierbar gemacht, kritische Wissenschaft wird abgewickelt.

> Der Turm ist der materielle Ausdruck dessen, was sich als ›Hegemonie der Gesellschaftswissenschaften‹ bezeichnen ließe.

Für Frankfurt lässt sich dieser Umbruch an Zitaten von zwei Ex-Unipräsidenten festmachen. Werner Meißner, Präsident bis 2001, bezieht sich in seiner Stellungnahme zur »Zukunft der Goethe-Universität« (1999) u.a. auf William Gibbs, den er wie folgt zitiert:

> »Unsere Studenten wollen keine Bildung. Sie wollen vor allem, was sie mit Bildung kriegen können – bessere Jobs.« (ebd., 148)

Sein Nachfolger Rudolf Steinberg betont in einem Radiointerview die Verlagerung auf »Spitzenleistung« und »Bestenauslese« und erklärt:

> »Wir hatten hier in Hessen – und das war das Ergebnis der so genannten Abschaffung bzw. Ersetzung der Ordinarienuniversität durch die Gruppenuniversität – eine Organgliederung, die schlichtweg zur Unregierbarkeit der Universität führte. Dieter Simon, der spätere Vorsitzende des Wissenschaftsrats, hat das bezeichnet als die ›organisierte Verantwortungslosigkeit an den Hochschulen‹. (...) Der Präsident hatte kaum wirkliche Gestaltungsbefugnisse, ein Präsidium gab es nicht. Damit war die Universität wirklich unregierbar.« (Steinberg 2008b)
>
> »Wir brauchten (...) ein Bekenntnis zu einer neuen Philosophie – oder, wenn Sie so wollen, zu einer alten Philosophie –, die aber in den 60er und 70er Jahren in der Goethe-Universität verloren gegangen war.« (ebd.)

An diesen Aussagen wird die Verschiebung deutlich, die sich vollzogen hat: Es geht um Employabilitiy, um eine Ausbildung im Hinblick auf berufliche Praxis, nicht um Theorie und Wissenschaft; es geht um marktgerechte Dienstleistung, die autoritäre Führung erfordert, nicht um Mitbestimmung; es geht um Elite, nicht um Chancengleichheit. Der Umzug der Frankfurter Uni fällt in die Hochphase dieser Entwicklung.

Umzug 1: IG-Farben Haus

Der Campus Bockenheim war Ort eines langen Aneignungsprozesses, in dem die dynamischen Kräfte gegen die herrschende Ordnung standen. Ihr Ziel ging über die Reform der Hochschule hinaus und hatte letztlich eine ganz andere Gesellschaft im Sinn. Die Kräfte, welche die Entwicklung des IG-Farben Campus bestimmen, stehen für die Wiederherstellung einer autoritären Ordnung. Die Aneignung erfolgt ›von oben‹, der neue Raum wird nach Belieben vorkonfiguriert und besetzt. Nahezu ungebrochen möglich ist dies, weil die gesellschaftliche Hegemonieverschiebung an der Hochschule dazu geführt hat, dass die kritischen Stimmen unter Studierenden und Lehrenden schwach geworden sind, während die Machtbefugnisse des Präsidiums ausgeweitet wurden und keiner demokratischen Kontrolle mehr unterliegen. Möglich ist dies aber auch, weil mit dem Ortswechsel eine kritische Tradition räumlicher Praxis verloren geht.

In Bezug auf das IG-Farben Haus beginnt die Aneignung schon vor dem Umzug mit der Umbenennung in »Poelzig-Ensemble«. Der damalige Präsident Meißner begründet sie explizit mit der »Reinwaschung von national-sozialistischen Bezügen« (Campuservice GmbH o.J., 7). Das IG-Farben Gebäude soll von seiner geschichtlichen Verknüpfung mit dem Nationalsozialismus befreit werden, der konkrete Ort vom Kontext seiner Produktion abgeschnitten werden, womit jede Idee von Aufklärung aufgegeben wird. Besonders pikant wird dieser Umgang vor dem Hintergrund, dass die Europäische Zentralbank aufgrund der Geschichtlichkeit des Gebäudes von einer Nutzung absah (vgl. Wagner 1999, 124). Die Universität wurde dagegen als prädestiniert angesehen, da sie als Institution der

Aufklärung für eine angemessene Aufarbeitung qualifiziert sei (vgl ebd., 126). Allerdings hat das Präsidium jede Gelegenheit genutzt, um sich einer solchen zu verweigern: Eine Gedenktafel zur Erinnerung an die Zwangsarbeiter_innen der IG-Farben sowie eine Dauerausstellung wurden nur auf öffentlichen Druck hin realisiert, Überlebende aus den Konzentrationslagern durften bei der Einweihung nicht sprechen, der Vorschlag einer Umbenennung des Grüneburgplatzes in Norbert-Wollheim-Platz[5] wurde abgelehnt. Ebenso weigerte sich die Uni-leitung, das Wandbild des von den Nazis verfolgten Künstlers Georg Heck freizulegen.[6] Während in Bockenheim der kritische Bezug auf den Nationalsozialismus den Ausgangspunkt und eine Konstante bildete, ist die Auseinandersetzung mit dieser Geschichte auf dem neuen Campus zum unliebsamen Ballast geworden.

Das IG-Farben Haus selbst, das 2001 von den geisteswissenschaftlichen Fachbereichen bezogen wurde, bildet schon aufgrund seiner Architektur und vormaligen Nutzung einen Kontrast zum Bockenheimer Campus, wie er größer nicht sein könnte: Durch Hauptverkehrstraßen und parkartige Anlagen getrennt von der umliegenden Stadt, entworfen als »Stadtkrone« (so der Architekt Hans Poelzig) auf einem Hügel, 1929 gebaut als zentrales Verwaltungsgebäude und Repräsentationsbau für einen der damals größten Konzerne der Welt.

> »Das Gebäude soll seine Schatten in die kommenden Jahrhunderte werfen und von der Macht und Größe des Unternehmens unablässig reden, wenn seine Zeit längst vorbei ist.« (Georg Friedrich Knoll 1931, zitiert nach Schmal 1999: 47)

Im Gegensatz zur bescheidenen Architektur Kramers wird Herrschaft hier offen zur Schau gestellt,[7] der Campus ist rundherum von Zäunen umgeben, die wenigen Zugänge werden nachts geschlossen. Gegenüber Flugblättern, Plakaten und Graffitis wird eine Politik der ›zero tolerance‹ praktiziert, jede Spur missliebiger studentischer Aktivität wird von eigens dafür abgestelltem Personal umgehend beseitigt. Ex-Präsident Steinberg gibt allerdings andere Gründe für die weißen Wände an, als die restriktive Ordnungspolitik:

> »Die neue Universität in Frankfurt wird die schönste Universität Deutschlands sein. Sie ist das Gegenteil zu dieser abweisenden Beton-Architektur vieler Universitäten, die kein gedeihliches Umfeld für Wissenschaft bietet. Im Poelzig-Bau gibt es auch nach sechs Jahren keinerlei Schmierereien an Wänden oder sonstige Zerstörungen. Ich betrachte das als die zivilisierende Kraft der Ästhetik.« (Steinberg 2008a)[8]

In anderer Beziehung werden denkmal- und brandschutzrechtliche Gründe vorgebracht, um das Studieren so steril wie möglich zu machen: Auf den Gängen gibt es keine Aufenthaltsmöglichkeiten, die Seminarräume sind außerhalb des Seminarbetriebs geschlossen und nur mit professoraler Genehmigung nutzbar, so dass weder für Arbeitsgruppen noch für spontane Treffen Raum zur Verfügung steht.

> »Veranstaltungsräume länger als bis 22 Uhr zu beantragen ist ein großer bürokratischer Akt und manchmal bekommt man die Räume auch nicht, wenn sie frei sind. Selbst kulturelle Projekte von Studierenden der Uni Frankfurt (...) müssen Miete für Räume bezahlen. Nach 20 Uhr kann nur das Gelände betreten, wer von den PförtnerInnen des Sicherheitsdienstes auf das umzäunte Gebiet gelassen wird. (...) Musik ist nur in Zimmerlautstärke bis 22 Uhr erlaubt. Dieser Campus ist eben zum Studieren und Repräsentieren, nicht aber zum Diskutieren, Reflektieren, Abhängen und Feiern da. Auf dem alten Campus Bockenheim, wo die Geisteswissenschaften in separaten Häusern untergebracht waren, genügte eine mündliche Absprache mit dem Hausmeister, und schon durften die Plattenteller abdrehen ...« (Dellmann 2004, 29)

Für Studierende wird der IG-Farben Campus in dieser Phase zu einem Nicht-Ort. Außer den vorgeschriebenen Fachschaftsräumen gibt es keinen Platz für studentische Projekte oder Veranstaltungen, stattdessen werden Räume über ein privates Dienstleistungsunternehmen kommerziell vermietet.

> »Im Grunde ist nichts dagegen zu sagen, wenn eine zentrale Koordinationsstelle für alle Veranstaltungen an der Uni, welche die Hörsaalverwaltung entlastet, eingerichtet wird. Doch die 2001 gegründete CampuSERVICE GmbH ist als privater Dienstleister nur dem Unipräsidenten unterstellt und somit nicht rechenschaftspflichtig gegenüber Studierenden oder Fachbereichen. Zudem ist CampuSERVICE vor allem dazu da, externe OrganisatorInnen zu betreuen, die in der Regel repräsentative und kommerzielle Großevents veranstalten und Geld in die Kasse der Uni (und von CampuSERVICE) bringen sollen. Diese Ausrichtung führt beizeiten dazu, dass Institute für Konferenzen keine Räume mehr im IG Farben Haus bekommen, weil sie an einen Career-Monitoring-Challenge-Kick-Off oder an die Deutsche Bank vermietet sind.« (ebd.)

Insgesamt handelte es sich um eine gewaltige Enteignung, die allerdings zunächst nur die geisteswissenschaftlichen Fachbereiche und damit einen relativ kleinen Teil der Studierenden betraf. Die großen Fachbereiche blieben nach wie vor in Bockenheim, die autoritäre Wirklichkeit im IG-Farben Haus war damit entfernt und galt als zu unantastbar, um für studentische Interventionen relevant zu werden. Festzuhalten bleibt jedenfalls, dass sich weder bei den Bildungsprotesten 2003 noch 2006 eine studentische Initiative in Bockenheim gefunden hat, die den nahenden Umzug der anderen Fachbereiche thematisiert hätte. Eine solche gründete sich erst im Sommer 2008 – kurz vor dem Umzug der Rechts- und Wirtschaftswissenschaf-

ten, und bezeichnenderweise ohne davon Kenntnis zu besitzen.[9]

Umzug 2: Die Neubauten

2008 wird das House of Finance als erster Neubau auf dem IG-Farben Campus (offiziell: Campus Westend) eingeweiht, das wie kaum ein anderes Gebäude die neoliberale Gesellschaftsformation repräsentiert. Inhaltlich spiegelt es die gewachsene Bedeutung der Finanzmärkte, auf denen die Gewerkschaften keine Rolle mehr spielen, formal handelt es sich um ein kaum durchschaubares Konstrukt von Instituten und privaten Trägerinnen, meistens staatlich finanziert unter dem Deckmantel von Drittmitteln. Im neuen Leucht-turm wird die aufwändige Inneneinrichtung gesponsert von transnationalen Banken, nach denen die Hörsäle benannt sind, in den Werbeprospekten der Stiftungsuni kann damit für Investitionen geworben werden. Der Chef der Deutschen Bank, Josef Ackermann, erhält eine Ehrenprofessur, und der ehemalige Vorstandssprecher derselben Bank, Rolf-E. Breuer, ist Vorsitzender des Hochschulrats. Nichts könnte den Bruch zu Bockenheim besser verdeutlichen, als dieser Zusammenhang von Sponsoring und Stiftungskapital in Bezug auf ein Projekt, das den gesellschaftlichen Gebrauchswert so ganz anders verkörpert, als einstmals das Institut für Sozialforschung.

Horkheimer stellte 1953 ein stiftungsfinanziertes Studierendenhaus ins Zentrum der neuen Universität, das symbolisch den Beginn der wieder gegründeten Universität markierte. Für den IG-Farben Campus ist ein Studierendenhaus erst für 2012 am nördlichsten Rand geplant, wo es durch eine Straße sowie Wohnbebauung vom Campus abgeschnitten sein wird. Es wird nicht einmal Sichtkontakt zu den Universitätsgebäuden bestehen. Die Wahl von Zeitpunkt und Ort kann dem Präsidium dabei als bewusst unterstellt werden: Von Anbeginn hätten im Casino wenigstens Teilnutzungen studentischer Initiativen Raum finden können, spätestens aber mit der Neu-bebauung hätte ein zentral gelegenes Studierendenhaus mit eingeplant werden müssen.[10] Vor diesem Hintergrund mutet es mehr als zynisch an, wenn Ex-Präsident Steinberg mit Bezug auf das kirchliche Wohnheim behauptet, dass »in der Mitte des neuen Campus nicht das Präsidium, sondern die Studierenden ihren Sitz« bekommen haben (zitiert nach Kuch 2008). Die Studierenden als passive Kund_innen sind willkommen, als organisierte Interessenvertretung werden sie verbannt.

Die doppelte Krise

Oben habe ich den Turm als materiellen Ausdruck der fordistischen Gesellschaftsformation beschrieben. Gleichzeitig sind in dem, was der Turm repräsentiert, einige Elemente des neoliberalen Wandels bereits vorweg-genommen: Die Flexibilisierung und Deregulierung der Arbeitsverhältnisse fanden in der studentischen Subkultur ihre positive Begründung, das fordistische Normalarbeitsverhältnis »von der Wiege bis zum Grab« erfuhr hier eine Absage, die sich das Kapital von Seiten der Arbeiter_innenklasse nicht hätte erträumen können. In dieser Hinsicht steht der Turm also ganz auf der Seite seiner Zeit, produziert geradezu die Subjekte des Neoliberalismus.

Die Krise von 1973, mit der die Turmära eingeleitet wurde, konnte der kritischen Theorie und den Ideen von gesellschaftlicher Emanzipation nichts grundsätzliches anhaben. Sie bedeutete wesentlich einen Perspektivwechsel, eine Veränderung der Fragestellung und Begriffe, weil der Gegenstand sich änderte. Da es einer materialistischen Gesellschaftstheorie aber nicht um Handlungsanweisungen oder Strukturprogramme geht, ist sie prinzipiell unabhängig von Konjunkturen. Die Krise von 2008 dagegen, mit der das ›House of Finance‹ eingeweiht wurde, bedeutet ein praktisches Scheitern dessen, was gestern noch als »tomorrows thinking« gepriesen wurde. Und so gesehen könnte der Umzug auch eine Geschichte eingeläutet haben, die von herrschender Seite nicht im Geringsten intendiert war … it's up to do.

Charly Außerhalb

Erstmals erschienen 2010 in: Bauer, Christoph (Hrsg.); u.a.: Hochschule im Neoliberalismus. Kritik der Lehre und des Studiums aus Sicht

» Es geht um Employability, um eine Ausbildung im Hinblick auf berufliche Praxis, nicht um Theorie und Wissenschaft; es geht um marktgerechte Dienstleistung, die autoritäre Führung erfordert, nicht um Mitbestimmung; es geht um Elite, nicht um Chancengleichheit. Der Umzug der Frankfurter Uni fällt in die Hochphase dieser Entwicklung. «

» Das IG-Farben Gebäude soll von seiner geschichtlichen Verknüpfung mit dem Nationalsozialismus befreit werden. «

Frankfurter Studierender und Lehrender. Frankfurt, Main: Dr.-Zentrum der Goethe-Univ. (2010).

***.notes**

#1 Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Artikels, erschienen in: Bauer, Christoph/ Brüchert, Oliver/ Burkhardt, Simon/ Färber, Corina/ Hammermeister, Juliane/ Kapfinger, Emanuel/ Sablowski, Thomas/ Schlesinger, Nils (Hg.) (2010): Hochschule im Neoliberalismus. Kritik der Lehre und des Studiums aus Sicht Frankfurter Studierender und Lehrender, Frankfurt

#2 Der Begriff des ›Neoliberalismus‹ ist unscharf. Ich verwende ihn hier dennoch zur Bezeichnung einer spezifischen Periode des Kapitalismus, weil mir ›Postfordismus‹ zu schwach erscheint, um das zu beschreiben, was sich als Neues auf dem Campus materialisiert hat. Gleichzeitig treffen die Assoziationen, die mit Begriff im Allgemeinen verbunden sind, genau das, worum es im Folgenden geht.

#3 AfE steht für die »Abteilung für Erziehungswissenschaften«, die allerdings nie in den Turm einzog.

#4 Eine umfangreiche Auseinandersetzung mit den Hochschulbauten Kramers führt Astrid Hansen (2001).

#5 Norbert Wollheim war Zwangsarbeiter im IG-Farben Konzentrationslager Buna-Monowitz. Als erster überlebender NS-Zwangsarbeiter hatte er ein deutsches Industrieunternehmen erfolgreich auf Entschädigung verklagt.

#6 Das Wandbild wurde 1936 von den Nazis übermalt. Nach der Weigerung der Unileitung, eine Freilegung des Bildes zu finanzieren, wurde diese schließlich durch die private Initiative des ›Kulturkreis Georg Heck‹ übernommen.

#7 Eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Architektur des IG-Farben Hauses führt Heike Heer (1999).

#8 In diesem Zitat kommt auch das distanzlose, affirmative Verhältnis der Unileitung bezüglich des IG-Farben Konzerns nochmal auf den Punkt: Nicht nur wird die Repräsentation von Herrschaft ästhetisiert, die u.a. für ein reibungsloses Funktionieren des Betriebs steht – im Hinblick auf die Geschichte handelt es sich auch um eine Verhöhnung des Zivilisationsbruchs, der mit Auschwitz verbunden ist.

#9 Dies ist im Wesentlichen Resultat der autoritären Planungs- und Informationspolitik der Unileitung. Selbst Studierende aus den betroffenen Fachbereichen waren über den Umzug noch vor Semesterbeginn im Unklaren.

#10 Entsprechend steht in vielen städtebaulichen Entwürfen für den neuen Campus ein Studierendenhaus im Zentrum (vgl. Hossbach/ Lehmhaus 2006).

#lit

Bultmann, Torsten (1996): Die standortgerechte Dienstleistungshochschule, in: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, Heft 104, 26.Jg., Nr. 3, 1996, S. 329 - 355

Campuservice GmbH (o.J.): Campus History, URL: http://www.campuslocation-frankfurt.de/downloads/CS_Campus_History_Westend.pdf

Dellmann, Sarah (2004): This is not a nice place. Gegen Hegemonie im IG-Farben Haus, in: diskus – Frankfurter StudentInnen Zeitschrift, Heft 2/2004, S. 28-30.

Hansen, Astrid (2001): Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers. Hochschulbau der 50er Jahre, Weimar.

Heer, Heike (1999): True Colours, in: diskus – Frankfurter StudentInnen Zeitschrift, Heft 1/1999

Horkheimer, Max (1953): Ansprache, in: Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt (Hg.), Einweihung des Studentenhauses, Frankfurt

Hossbach, Benjamin/Christian Lehmhaus (Hg.) (2006): Johann Wolfgang Goethe-Universität – Campus Westend, in: [phase eins]. Die Architektur von Wettbewerben 1998–2005, S. 126-167, Berlin

Kuch, Jessica (2008): Im Herzen des Campus. Studierendenwohnheimne der evangelischen und katholischen Kirche eröffnet, in: Uni-Report 08/2008, S.2

Kramer, Ferdinand (1960): Bauen für die Wissenschaft, in: Deutsche Universitätszeitung 6/1960, S, 15-22

Meißner, Werner (1999): Die Zukunft der Goethe-Universität, in: Meißner u.a. 1999, S. 147-158

Meißner, Werner/Dieter Rebentisch/Wilfried Wang (Hg.) (1999): Der Poelzig-Bau. Vom I.G.Farben-Haus zur Goethe-Universität, Frankfurt

Mohr, Christoph / Michael Müller (1984): Funktionalität und Moderne. Das neue Frankfurt und seine Bauten 1925-1933, Köln

Schmal, Peter Cachola (1999): Der Kunde ist König – Zum Einfluß des Bauherrn I.G.Farbenindustrie AG auf die Entstehung der ›Grüneburg‹, in: Meißner u.a. 1999, S. 47-59

Steinberg, Rudolf (2001): Aus dem Palast des Geldes, später dem Palast der militärischen Macht sollte der Palast des Geistes werden…, in: Dieser Ort ist Geschichte, Frankfurt

Steinberg, Rudolf (2008a): »Die zivilisierende Kraft der Ästhetik«. Ein Gespräch mit Prof. Rudolf Steinberg, Präsident der Goethe-Universität, über die Umwandlung der Frankfurter Alma Mater in eine Stiftungsuniversität, in: IHK-WirtschaftsForum 03/2008

Steinberg, Rudolf (2008b): Standortentwicklung. Gespräch mit Prof. Rudolf Steinberg, URL: http://www.fehe.org/index.php?id=699

Silomon-Pflug, Felix (2010): Gouvernementale Regierung (in) der Hochschule des 21. Jahrhunderts, Marburg

Wagner, Klaus (1999): Erwerbsgeschichte des Poelzig-Ensembles, in: Meißner u.a. 1999, S. 123-129.

Zum Jahrestag der Bücherverbrennung 1933

und dem Scheitern von Universität und Bildung im Nationalsozialismus

I.

Am 10. Mai 1933 brannten in Deutschland die Scheiterhaufen für Bücher. Das Ereignis ist in der Ikonographie des Nationalsozialismus fest verankert, mindestens die spektakulär inszenierte zentrale Bücherverbrennung auf dem Berliner Opernplatz. Gemeinhin wird dies als Vorschein der kommenden Vernichtung von Menschen und als deutliches Zeichen für die Geistfeindschaft der Nationalsozialisten gedeutet: Die Werke zahlreicher namhafter aber auch vieler mittlerweile (nicht zuletzt in Folge der Bücherverbrennungen) vergessener Autorinnen und Autoren wurden eben nicht argumentativer Kritik, sondern der symbolstarken Vernichtung durch die Flammen übergeben.

Es klafft aber eine Lücke in diesem Bild der Bücherverbrennung, wenn vergessen wird, wer die Bücher verbrannte – es waren Studierende. Diese Tatsache geht im Begriff der bloßen Geistfeindschaft nicht auf; die Bücherverbrennungen müssen vielmehr auch als ein einschneidendes Ereignis für die Eingliederung der deutschen Universitäten in den Nationalsozialismus begriffen werden.

II.

Anfang April 1933 teilte die Deutsche Studentenschaft (DSt) den örtlichen Studentenschaften den Plan und die Anweisungen für einer vierwöchige »Aktion wider den undeutschen Geist« mit, die in einer großen öffentlichen Aktion enden sollte: Den Bücherverbrennungen.

Dabei ist die DSt aber nicht mit einer parteieigenen Organisation der NSDAP zu verwechseln, sondern sie war der seit 1919 bestehende Dachverband der Stu-

dierenden. Schon seit Mitte der zwanziger Jahre war er völkisch-antisemitisch dominiert, ab 1931 stand er endgültig unter der gewählten Leitung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB). Dennoch war die DSt nicht einfach mit dem NSDStB identisch; vielmehr läßt sich annehmen, dass die reichsweiten Aktionswochen auch den Status des Dachverbands gegen einen Machtverlust zu Gunsten der Parteiorganisation sichern sollte. Mittlerweile hat sich in der Forschung durchgesetzt, für die Planung der Bücherverbrennungen von der Initiative der Studierenden selbst auszugehen, die zwar staatlich durch den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Goebbels und den preußischen Kultusminister Rust protegiert und unterstützt, nicht aber geleitet wurde. Die Planung ging vom neugegründeten »Hauptamt für Presse und Propaganda der Deutschen Studierendenschaft« unter der Leitung des Studenten Hanskarl Leistritz aus und muss als ein Beitrag zur Selbstgleichschaltung der Studierenden betrachtet werden. Am 12. April begannen die Aktionswochen an den Universitäten mit dem Anschlag des zwölf Thesen umfassenden Plakats »Wider den undeutschen Geist«. Die Thesen waren von der DSt verfasst und auf Anregung von Alfred Baeumler, einem Mitbegründer des Kampfbundes für Deutsche Kultur, in ihrem Ton noch verschärft worden. Sie waren geprägt von einem Begriff von Geist, der unmittelbarer, »unverfälschter und reiner Ausdruck« des »deutschen Volks« sein sollte: »Sprache und Schrifttum wurzeln im Volke.« Der Appell an das angesprochene »Volk« lautete, den ausgemachten »Widerspruch zwischen Schrifttum und deutschem Volkstum« zu überwinden, als dessen Ursache »unser gefährlichster Widersacher (...) der Jude, und der, der ihm hörig ist" feststand. Auf der Ebene der Hochschulpolitik forderten die Thesen vom »deutschen Studenten den Willen und die Fähigkeit zur Überwindung des jüdischen Intellektualismus und der damit verbundenen liberalen Verfallserscheinungen im deutschen Geistesleben« an dessen Stelle die »Sicherheit des Denkens im deutschen Geiste« treten sollte. Der Kern der Thesen ist Antisemitismus und ein dazu komplementärer völkischer Geistesbegriff.[1]

Die Aktionen führten in den nächsten Wochen vor allem auch zu Ausschreitungen, die neue antisemitische Gesetze nicht Verwaltungsakte sein ließen, sondern diese im Alltag der Hochschulen umsetzten: So wurden in der Folge des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April Professorenboykotte organisiert und die Vorlesungen und Seminare jüdischer, linker und liberaler Lehrender gestört und verhindert. In Kiel sprachen Studierende sogar eigenmächtig Professoren die Suspendierung aus. Ähnliches gilt für das »Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen« vom 25. April, dem Numerus Clausus für jüdische Studierende, dessen Durchsetzung von den nationalsozialistischen Studierenden in die Hand genommen wurde. Das bedeutete Schikanen und Übergriffe auf Kommilitonen, für die zum Beispiel gesonderte Studierendenausweise eingeführt und kontrolliert wurden.

Als Vorspiel der Scheiterhaufen wurde auch zum Errichten von Schandpfählen aufgerufen, an die öffentlich »undeutsche« Bücher genagelt werden sollten, was an einigen Hochschulen wohl auch geschah.

In der Vorbereitung der Bücherverbrennung orientierten sich die Studierenden vor allem am Berliner Volksbibliothekar Wolfgang Hermann, der sogenannte »Schwarze Listen« von Büchern erstellte, die aus den Volks- und Stadtbibliotheken zu entfernen seien. Hermann kooperierte mit dem DSt und übermittelte mehrere Listen, die den studentischen Aktionen zu Grunde liegen sollten, dabei aber ausdrücklich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Parallel dazu wurde die Gleichschaltung der Abteilung für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste betrieben und am 8. Mai abgeschlossen. Der hier besonders aktive nationalsozialistische Kampfbund für deutsche Kultur erstellte ebenfalls »Schwarze Listen« von zu vernichtender Literatur.

Anhand solcher Listen begannen am 6. Mai die von Studierenden und SA-Leuten durchgeführten Sammelaktionen in den öffentlichen Volks- und Stadtbibliotheken wie auch in privaten Leihbibliotheken. Buchhandel und Universitätsbibliotheken waren wohl größtenteils noch nicht betroffen. Es muss aber davon ausgegangen werden, dass nicht nur die auf den unterschiedlichen Listen aufgeführte Literatur, sondern auch eine Vielzahl spontan ausgewählter Bücher den Sammelaktionen zum Opfer fielen. Das liegt auf der Hand, denkt man etwa an die brutale Plünderung der Bibliothek des Berliner Instituts für Sexualforschung, die alleine schon zehntausend Bände umfasste.

III.

Von der DSt ging ein Vorschlag für den Ablauf an die örtlichen Studentenschaften: »20.30 - 22 Uhr: Kundgebung der Studentenschaften im Auditorium Maximum der Universität; 22-23 Uhr: Fackelzug durch den Ort, endigend mit dem 23-24 Uhr: stattfindenden Verbrennungsakt«. Diesem allgemeinen Plan folgend, hatten die Studierenden vor Ort noch ausreichend Möglichkeit, die Aktion mit eigenen Ideen auszuschmücken.

In Frankfurt war die zentrale Sammelstelle für die Bücher das Hauptgebäude der Universität und hier sammelten sich in den frühen Abendstunden Studierende, die studentischen Verbände von SA und SS, Burschenschaftler und ein Großteil der Dozenten. Der neue Rektor Ernst Krieck hatte die Einladung aufgegriffen und lud selbst ausdrücklich nocheinmal »die Kollegen ein, zahlreich daran teilzunehmen«: »Abmarsch: von der Universität auf den Römerberg, Mittwoch, 20 Uhr, mit Musik.« Angeführt wurde der Zug von der SS-Kappelle. Die Bücher waren auf einem Mistwagen aufgestapelt. Männern in weißen Kitteln führten die vorgespannten Ochsen, zwischen denen – eine bewusstlose Selbstpersiflage – das Schild hing: »Wider den undeutschen Geist«. Aus dem Wagen ragte eine Mistgabel. Durch das Spalier der von SA-Leuten und Polizei geordneten Menge bewegte sich der Zug auf den Römerberg, wo man mit einem Trauermarsch einzog. Auf dem Platz hatten sich bei Regen etwa 15.000 Schaulustige um den vorbereiteten Scheiterhaufen versammelt, der wegen des Wetters mit Benzin angezün-

» Nachdem sich Studierendenschaft und Dozenten in Reih und Glied aufgestellt hatten, bestieg Universitätspfarrer Otto Fricke den Mistwagen, um die Feuerrede zu halten. Er rief die Bücherverbrennungen der Burschenschaften beim Wartburgfest und Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle in Erinnerung. «

det werden musste. Nachdem sich Studierendenschaft und Dozenten in Reih und Glied aufgestellt hatten, bestieg Universitätspfarrer Otto Fricke den Mistwagen, um die Feuerrede zu halten. Er rief die Bücherverbrennungen der Burschenschaften beim Wartburgfest und Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle in Erinnerung, um dann zu fordern: »Heute handele es sich darum, ein Bekenntnis zum deutschen Wesen abzulegen und im Sinne der von Hitler geführten Revolution zu den wahren Quellen unserer Kraft zurückzufinden (...) Wer diese Gesinnung nicht begreife gehöre nicht zum deutschen Volke. (...) Das Feuer dieses Abends sei ein Wahrzeichen des Willens, sich von zersetzenden und undeutschen Schriften für immer zu befreien.« (Bericht der *Frankfurter Nachrichten*) Nach der ersten Strophe des Liedes »Burschen heraus« trat Hochschulgruppenführer Georg-Wilhelm Müller hervor, ein Jura-Student mit humanistischer Bildung: »Wenn die Frankfurter Studentenschaft heute die Bücher marxistischer und jüdischer Schriftsteller den Flammen übergebe, so geschehe dies nicht aus einer negativen Einstellung heraus, um einen Spaß zu haben, sondern dieser Verbrennungsakt solle ein Symbol dafür sein, daß sich die junge Generation positiv zum Staat und zum deutschen Geiste bekenne.« (Bericht der *Frankfurter Zeitung*) Dann ging Müller zum Ausrufen der neun Feuersprüche über und die Bücher wurden auf den Scheiterhaufen geworfen: »Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebenshaltung! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Marx und Kautsky.« usw. Die Bücherverbrennung endete mit dem Horst-Wessel-Lied und Sieg Heil-Rufen.

In fast allen deutschen Hochschulstädten fanden Bücherverbrennungen statt. Die zentrale Bücherverbrennung auf dem Opernplatz in Berlin, bei der Goebbels die Feuerrede hielt, wurde im Rundfunk übertragen. In einigen Fällen wurde wegen zu starken Regens auf einen der folgenden Tage ausgewichen. In den folgenden Monaten kam es auch zu zahlreichen nicht-studentischen Bücherverbrennungen, die vor allem vom Nationalsozialistischen Lehrerbund und der HJ geplant und durchgeführt wurden, so zum Beispiel bei den Sonnenwendfeiern am 20. Juni. Die wohl letzte Bücherverbrennung des Jahres 1933 fand am 26. August in Jena statt.

IV.

Im Gedenken der Bücherverbrennung wie auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung – die meiste Literatur zum Thema erschien zu den »runden« Jahrestagen 1983 und, in deutlich geringerem Umfang, 2003 – wird die Bücherverbrennung wie zumeist auch das Exil vor allem als ein großer »Aderlass« deutscher Kultur erinnert. Die Klage, dass eine Generation von Deutschen ohne humanistische Bildung und Thomas Mann aufwachsen musste, geht dabei aber allzuoft der Frage aus dem Weg, wie es sein konnte, dass ein Weg von Kultur, ein deutscher Bildungsweg auch die Integration in den Nationalsozialismus sein konnte. Auch die vorschnelle Identifikation mit den Opfern, die Wiedereingemeindung ihrer Werke in den Kanon deutscher Literatur, geht meist über deren persönliches Schicksal hinweg: Viele derer, die ins Exil gehen mussten, litten an Sprachlosigkeit und Verzweiflung, viele begingen Selbstmord. Diejenigen, die in Deutschland blieben, hatten nicht nur unter Publikationsverbot zu leiden, in vielen Fällen wurden sie zu Opfern von Haft und Folter, schließlich Deportation und Ermordung.

Die »Aktion wider den undeutschen Geist« als bloßes Symbol der Geistfeindschaft zu verstehen, greift zu kurz. Nicht nur wird damit die reale Verfolgung und Bedrohung der Autoren und Autorinnen übergangen, sondern auch, dass nicht zuletzt die Vernichtung der Bücher durchaus auch als Aufklärungsaktion begriffen wurde: »Kulturbolschewismus«, »jüdischer Intellektualismus« und »Zivilisationsliteratur« waren die Angriffspunkte. Die Fortsetzung der »deutschen Revolution«, die Konsolidierung des nationalsozialistischen Regimes[2] auf geistigem Gebiet sollte den »neuen

» Der zehnte Mai stellt damit aber nicht den bloßen Rückfall in die Barbarei, den Abbruch von Geist, von Kultur und Bildung dar, sondern deren Übergang in den antisemitischen Wahn – den Übergang des Geistes in den, wie es in einer der wenigen öffentlichen Erwiderung hieß, »deutschen Ungeist«. «

deutschen Geist« von allen liberalen, marxistischen, pazifistischen und demokratischen – im nationalsozialistischen Jargon als »jüdisch« apostrophierten – Zersetzungserscheinungen bereinigen.

Der zehnte Mai stellt damit aber nicht den bloßen Rückfall in die Barbarei, denn Abbruch von Geist, von Kultur und Bildung dar, sondern deren Übergang in den antisemitischen Wahn – den Übergang des Geistes in den, wie es in einer der wenigen öffentlichen Erwiderung hieß, »deutschen Ungeist«. Er wurde erst 12 Jahre später gestoppt, mit der Befreiung der Konzentrationslager und schließlich dem Sieg der Alliierten und der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai.

Initiative Studierender am IG Farben-Campus

Geschrieben im Mai 2010.

***.notes**

#1 In Reaktion auf den Anschlag der Thesen wurden dem DSt von anonymer Seite 12 Gegenthesen zugesandt, die mit der These »I. Alle antisemitischen Studenten sind Arschlöcher!« anhob; die Hoffnung, die aus der letzten These spricht – »XII. Das Ausland ist verständigt!« – blieb leider unerfüllt.

#2 Die eben nicht nur staatlich, sondern auch von einem großen Teil der Betroffenen mit durchgesetzte Gleichschaltung von Universität, Studierenden und literarischer Öffentlichkeit muss dabei auch im Zusammenhang der allgemeinen Konsolidierungen des nationalsozialistischen Regimes im Frühjahr 1933 gesehen werden, die keineswegs mit der Erlangung der politischen Macht abgeschlossen war: Gleichschaltung der Presse im Zuge der »Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat« vom 28. Februar; Aprilboykotte gegen jüdische Geschäfte am 1.April; dem massenwirksamen Auftritt Hitlers am Tag der Arbeit am 1. Mai, der Zerschlagung der Gewerkschaften und der Gründung der Deutschen Arbeitsfront am 10. Mai. Die erklärte Volksgemeinschaft zielte dabei nicht nur auf die unmittelbare Einheit von »Volk« uns Staat, sondern auch von Kultur und Politik.

COMING SOON:

#4: Arbeit

ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE GESELLSCHAFTSKRITIK // OUTSIDE.BLOGSPORT.DE

Bilder aus Auschwitz

Auszüge aus einem Zeitzeugengespräch mit Wilhelm Brasse

»Am späten Nachmittag haben wir uns hier in Auschwitz wiedergefunden. Das Ausladen aus dem Viehwagen ging mit wildem Geschrei einher. Damals habe ich zum ersten mal die Deutschen Häftlinge in diesen Streifenuniformen gesehen. Die haben uns aufgenommen. Es war schrecklich.«

So beginnt die Geschichte, die Wilhelm Brasse uns an diesem Abend im Oktober in Oswiecim, Polen, erzählt. Es ist die Geschichte eines jungen Soldaten aus Polen, der bei der versuchten Flucht vor den Deutschen 1940 in Ungarn festgenommen, und im August desselben Jahres nach Auschwitz deportiert wird. Es ist aber auch die Geschichte eines jungen Fotografen, der aufgrund seines Berufes Auschwitz überlebte. Als Fotograf beim Erkennungsdienst im Stammlager Auschwitz machte Brasse ab 1941 über 70.000 Aufnahmen, die eines der wichtigsten Zeugnisse der deutschen Barbarei werden sollten.

Im Folgenden sind Auszüge aus dem Gespräch dargestellt, welches wir, fünf Studierende der Goethe Universität, im Rahmen einer Studienfahrt nach Polen mit Herrn Brasse führen durften.

Stammlager Auschwitz. Die Politische Abteilung im Block 25.

»Am 15. Februar wurde ich plötzlich zu der Politischen Abteilung herausgerufen. Neben mir standen vier andere Polen, Kollegen, alle Fotografen von Beruf. Wir wurden ja damals zu einer Holzbaracke neben dem Krematorium geführt. Heute steht diese Baracke überhaupt nicht mehr. Im Dezember '44 wurde diese Baracke von SS-Männern angezündet und verbrannt. Weiß der Teufel was da drinnen war. Auf jeden Fall, damals war in dieser Holzbaracke die Politische Abteilung. In dieser Baracke hat ein SS-Mann, im Dienstgrad Oberscharführer, mit uns, den fünf Häftlingen eine Prüfung gemacht. Eine Prüfung über Fototechniken. Also sämtliche Arbeiten: In der Dunkelkammer, Vergrößerungen und Kopien. Und besonders, besonders hat er damals eine Prüfung gemacht, über Portraitaufnahmen. Portraitaufnahmen im Konzentrationslager. Auf jeden Fall, von diesen fünf Häftlingen, wurde ich als einziger ausgewählt. Mein zukünftiger Chef, er hieß Bernhard Walter[1]. Oberscharführer Bernhard Walter aus Fürth in Bayern. Das war mein zukünftiger Chef. Er hat so-

fort ein Zettelchen ausgestellt: Verlegung von Block 3 – in welchem ich bisher wohnte – nach Block 25. Block 25 war damals ein besonderer Block. Warum? Anständige Hygienische Zustände. Also einen Waschraum. Bisher wenn ich mich waschen wollte, musste ich das draußen tun und das Wasser aus dem Brunnen nehmen. Und hier auf diesem Block gab es eine Wasserleitung und eine Toilette mit Wasserspülung. Zum ersten Mal hab ich im Lager diese dreistöckigen Betten zum Schlafen gesehen. Denn bisher im Block 3 haben wir auf dem Fußboden geschlafen. Auf dem Fußboden mit Strohsäcken. In diesem Block 25 wohnten die Häftlinge, die mit SS-Männern zusammen gearbeitet haben in verschiedenen Arbeitskommandos. Also in der Politischen Abteilung, Bekleidungskammer, Wertsachenkommando, Erkennungsdienst. Außerdem die Häftlinge, die in der SS Küche arbeiteten. Oder Friseure, die mit SS-Männern arbeiteten, die haben die rasiert. Die wohnten damals im Block 25. Außerdem auch sogenannte Zahnärzte. Ja, Häftlinge, aber die haben für die SS-Männer als Zahnärzte gearbeitet. Dort haben wir damals gewohnt. Sehr gute hygienische Zustände. Ich habe angefangen zu arbeiten in der politischen Abteilung, Erkennungsdienst. So hieß mein Arbeitskommando. Von der Kartoffelschälerei bin ich glücklich weggekommen in die Politische Abteilung.«

Arbeit im Erkennungsdienst

»Im Erkennungsdienst habe ich angefangen zu arbeiten. Ich machte diese Aufnahmen in drei Stellungen. Jeden Tag kamen ungefähr 100-150 Häftlinge um diese Art Aufnahmen zu machen.

Damals hat mein Chef, der Oberscharführer Walter, mit mir gesprochen. Gesprochen über die Möglichkeiten die Aufnahmen, die Portraitaufnahmen, hier zu machen, im Erkennungsdienst in Auschwitz. Er fragte: »Was brauchst du dazu?« »Das ist einfach«, sagte ich, »Herr Oberscharführer. Ich brauche ja nur Retuschegestelle und harte Bleistifte und Feinpinsel zum retuschieren.« Das hat der Chef, der Walter, alles erledigt und ein paar Tage später habe ich angefangen die Portraitaufnahmen zu machen. Für SS-Männer. Also ab Frühling '42 habe ich angefangen für SS-Männer zu arbeiten. Während des Tages machte ich die Aufnahmen von den Häftlingen, diese dreiteiligen Aufnahmen, und abends nach dem Abendappell bin ich ja weiter bei der Arbeit geblieben und machte die Aufnahmen für SS-Männer. Verschiedene Arten von Aufnahmen. Für Lagerausweise und Portraitaufnahmen.«

»Reichtum« im Lager

»Und jetzt muss ich euch sagen, ich brauch mich ja nicht zu schämen deswegen, die SS-Männer wenn die zufrieden waren mit meinen Aufnahmen, von dieser Arbeit, dann haben die mir kleine Geschenke gegeben. Das war ja nicht amtlich erlaubt. Nur wenn er zufrieden war, dann hat er geguckt nach beiden Seiten ob niemand in der Nähe war, und hat mir dann ein kleines Geschenk gegeben. Meistens waren das Zigaretten oder Zigarettenschachteln. Ich rauchte keine Zigaretten, bis heute rauche ich ja nicht. Es war im Lager ziemlich knapp mit Rauchen. [...] Außer Zigaretten haben mir die SS-Männer manchmal ein Stückchen Brot oder dicke Pflaster Wurst gegeben. Prima Wurst, sogenannte SS-Wurst. Manchmal auch harten Käse, harten Holländischen Käse. Also solche Art von Geschenken. Wegen Rauchen: Ich rauchte nicht, aber meine Kollegen die mit mir im Erkennungsdienst arbeiteten, die warteten schon auf diese Zigaretten. Wie ich schon erzählt hab, es war knapp mit Zigaretten. Und von wegen Essen: ich verteilte das ja unter meinen Kollegen. Und ab dieser Zeit war ich imstande meinen Kollegen aus Zywiec mit Brot oder anderen Sachen zu helfen. Das war sehr wichtig im Lager, man kann sagen das war eine Pflicht. Für jeden anständigen Häftling war es eine Pflicht mit den anderen Kollegen zu teilen.

Es kam ein SS-Mann zur Aufnahme, ein Unterscharführer, ich kannte ihn von meiner früheren Arbeit in der Kartoffelschälerei. Er war der Chef beim Brotmagazin in der Küche. Unterscharführer Schebeck[2] aus Wien. Er kam zu einer Aufnahme, ich hab die Aufnahmen gemacht. Und als er kam, um sie abzuholen, er war ja zufrieden, hat er mich bei dieser Gelegenheit auf die Seite genommen, damit es mein Chef, der Walter, nicht hört. Und dann hat er mich gefragt, ob ich eine Vergrößerung von seinen Familienaufnahmen machen könnte. Ich habe geantwortet: »Herr Unterscharführer, das kann ich ja alles machen, aber« – und dieses Wort *aber* habe ich besonders ausgesprochen. Er fragte sofort: »Was bedeutet das aber? Was brauchst du dazu?« – »Herr Unterscharführer, zum Entwickeln brauche ich Brot und für das Fixierbad einen Würfel Margarine.« So etwas habe ich damals frech gesagt, und stellen sie sich das mal vor; der Unterscharführer hat gelacht: »Ha, das kriegst du ja alles. Komm morgen zum Brotmagazin, dann kriegst du alles.« Wirklich. Das ist ja fast eine unglaubliche Geschichte.«

Dr. Mengele. Ein Arzt aus Frankfurt.

»In dieser Zeit kamen, außer diesen gewöhnlichen SS-Männern, auch SS-Führer, SS-Offiziere, zu mir. Fast jeden Tag. Es waren verschiedene, ziemlich große Dienstgrade. Und die haben mit mir nie gesprochen, nur eine paar Worte. Aber außerdem, keine Gespräche. Zwischen diesen SS-Männern, habe ich einmal Aufnahmen gemacht für einen Arzt, Dr. Mengele[3]. Bekannt? Er hat hier in Birkenau sogenannte Rassenforschung gemacht, darüber habt ihr bestimmt etwas gehört. Ich habe für ihn die Aufnahmen gemacht und er war zufrieden. Bei dieser Gelegenheit hat er herzlich und ruhig gesprochen. Das ist ja fast eine unglaubliche Geschichte. Mit einem ganz gewöhnlichen Häftling, sprach er ganz normal: »Sie sind ein guter Fachmann, sie haben gute Aufnahmen gemacht. Ich werde aus Birkenau junge Jüdinnen schicken, für besondere Aufnahmen. Machen sie die Aufnahmen gut.« Und wirklich, 2 Wochen später, ist die erste Gruppe von Birkenau aus dem Frauenabschnitt gekommen, aus dem Krankenbau. Junge Jüdinnen, 15,17,18-jährige Jüdinnen, für die besonderen Aufnahmen. Die polnischen Pfle-

gerinnen, die mitgekommen waren, haben mir erklärt: Aufnahmen in drei Stellungen und ganz nackt. In der ganzen Gestalt. Also, eine Aufnahme von vorne, ganz nackt. Zweite Aufnahme von hinten. Damals habe ich diese Aufnahmen, so nackt, von ungefähr 200 bis 250 Jüdinnen gemacht. Sie müssen sich mal vorstellen, ich war damals jung. Ich war ja aufgeregt, nervös. Nackte Mädchen. Ich war jung. Aber meine Aufregung war anderer Sorte, als sie vielleicht denken. Ich war ja aufgeregt, wegen Mitleid. Mitleid mit diesen unglücklichen Mädchen. Das müssen sie sich mal vorstellen. Ein 15, 17-jähriges Mädchen, die schämte sich sich vor einem jungen Mann auszuziehen. Es war ja auch noch ein junger SS-Mann dabei. Die schämte sich. Deswegen habe ich damals einen Hintergrund aufgestellt. Diesen Hintergrund brauchte ich, wenn ich von den SS-Männern Aufnahmen gemacht habe. Und hier, bei diesen Fällen, habe ich den Hintergrund aufgestellt und hinter diesen

> »Zwischen diesen SS-Männern, habe ich einmal Aufnahmen gemacht für einen Arzt, Dr. Mengele. Bekannt? Er hat hier in Birkenau sogenannte Rassenforschung gemacht, darüber habt ihr bestimmt etwas gehört.«

Hintergrund konnten sich 4 oder 5 Mädchen ausziehen. Und nur zu den Aufnahmen ist sie ganz nackt herausgegangen, und ich machte diese dreiteiligen Aufnahmen. Nach diesen jungen Mädchen hat Dr. Mengele wieder mit mir gesprochen, ein paar Wörter. Er wird aus Birkenau sogenannte Zwerge zu mir schicken. Er machte ja auch Forschungen über »Zwerge«. Wieder in drei Stellungen und ganz nackt. Von diesen »Zwergen« habe ich so ungefähr 25-30 Aufnahmen gemacht. Nach diesen »Zwergen«, hat Dr. Mengele wieder mit mir gesprochen. Er wird mir aus Birkenau, aus dem Zigeunerlager, Fälle von sogenannten Wasserkrebs[4] schicken. Und jetzt passen sie mal auf: Er spricht mit einem ganz gewöhnlichen Häftling. Dieser Arzt, dieser Dr. Mengele, schickt jeden Tag ein paar Tausend Juden zum Gas. Und hier spricht er mit einem Häftling, dass er Fälle von Wasserkrebs zu mir schicken will: »Sie müssen sich nicht fürchten, von wegen Ansteckung. Diese Krankheit ist nur für die dunkle Rasse gefährlich. Also in diesem Fall brauchen sie sich nicht zu fürchten, denn sie sind doch weiße Rasse.« So etwas habe ich damals mit Dr. Mengele gesprochen und das erzähle ich euch. Ich habe fast das ganze Jahr 1943 für Dr. Mengele gearbeitet. Ende '42 bis Ende '43.«

Verbrecherische gynäkologische Experimente

»In dieser Zeit im Lager hier, im Männerlager, im Stammlager, wurde Block 10 vorbereitet für Forschungen, für Experimente der Gynäkologie. Der damalige Oberarzt im Lager, Sturmbannführer Wirths[5], ist damals zu meinem Chef gekommen, zum Walter, und er hat dem Chef gesagt, er will aus Block 10 eine Gruppe junger Jüdinnen schicken. Ungefähr 2 Wochen später, nach diesem Gespräch mit meinem Chef, kam aus Block 10 diese erste Gruppe: Fünf junge Jüdinnen, ein Häftling, der Arzt war – er wohnte auf diesem Block 10 zusammen mit den Frauen – und zwei polnische Pflegerinnen sind gekommen. Sie haben den gynäkologischen Stuhl mitgebracht, ihn im Aufnahmeraum aufgebaut. Und dieser Jude, dieser Häftling, dieser gynäkologische Arzt, hat mir erklärt, er wird dem Mädchen eine Spritze geben, und wenn sie vollständig ohnmächtig ist, wird er mir weiter zeigen, was ich hier machen soll. Neben mir stand dieses Mädchen, dann hat sie die Spritze gekriegt, hier in den Vorarm, und nach ungefähr 30 oder 40 Sekunden war sie vollständig ohnmächtig. Sie ist ja weiter am Leben geblieben, nur ist sie vollständig ohnmächtig. Die polnischen Pflegerinnen haben sie festgehalten und dieser Arzt, dieser Häftling, Jude, Dr. Salomon, er hat geholfen. Sie haben Sie auf den gynäkologischen Stuhl gelegt, das Kleid hochgezogen und der Jude, der Arzt, hat in die Scheide einen Verbreiterungsapparat reingesteckt und langsam hat er die Scheide verbreitert. Das habe ich alles gesehen, das hat man alles bei mir (im Aufnahmeraum) gemacht. Wenn die Scheide breit genug war, hat er mit einer ziemlich langen Zange, die am Ende solche Löffelchen hatte, langsam und vorsichtig die Gebärmutter herausgezogen. Dann hat er mir das gezeigt: »Hier pass mal auf, diese Blutflecken musst du gut beleuchten, damit das auf der Aufnahme deutlich zu sehen ist. Und hier auf der anderen Seite diese weißen Streifen, das waren verschiedene Arten Drüsen, das musst du auf der Aufnahme scharf einstellen, damit die Aufnahme scharf genug wird.« Also solche Art Aufnahmen, nur von der Gebärmutter, gar kein Gesicht, keine Beine, nur von der Gebärmutter habe ich gemacht. Bei diesem ersten Mal waren es fünf Mädchen, später waren es wieder fünf, also im Ganzen, so wie ich das bis heute erinnere, ungefähr 25 bis 30 Mädchen. Das waren meistens griechische Jüdinnen, junge Mädchen. Solcher Art war die Forschung. Diese unglücklichen Mädchen haben meist nach den Untersuchungen auch gynäkologische Operationen bekommen. Ja, nach der Aufnahme sind sie gesund in den Block zurück gekehrt. Aber später habe ich mich nach ihrem Schicksal erkundigt, und in

sehr vielen Fällen sind diese Mädchen getötet, ermordet worden. Das war diese Geschichte. Ich habe Angst gehabt, dass ich später liquidiert werde, wegen dieser Forschung, wegen dieser Experimente. Und der Jude, Dr. Samuel[6], wurde wirklich liquidiert, er wurde mit der Spritze getötet im Dezember '44. Glücklicherweise bin ich am Leben geblieben.«

Fotos für Prof. Dr. Kremer

»In dieser Zeit, das heißt Ende '43, hat hier im Lager ein Arzt Dienst gemacht, ein Professor aus Münster, Professor Dr. Kremer[7]. Habt ihr etwas darüber gehört? Nein? Er hat damals hier Dienst gemacht und so wie es normal war, habe ich für ihn Aufnahmen gemacht. Aber außerdem war er ein besonderer Arzt, ein SS-Mann und Professor. Er hat alles in einem Tagebuch aufgeschrieben. Er schrieb jeden Tag, alles was er erledigt hat. Dieses Tagebuch kann man ja hier im Museum (Auschwitz) lesen. Dieses Tagebuch habe ich ganz genau durchgelesen. Er schreibt in diesem Tagebuch über diese Aufnahmen, die ich für ihn gemacht habe, das ist ja alles dort bestätigt. Passen Sie mal auf, was Prof. Dr. Kremer schreibt – er hat fast jeden Tag auf der schrecklichen Rampe selektiert. Er schreibt an einem Tag, das war ungefähr im November '43: »Heute beim Morgengrauen hässliche Szenen in Birkenau. Jüdinnen aus Holland flehten um ihr Leben.« Zwei Zeilen weiter: »Wunderbares Mittagessen im Führerheim, Hähnchen und Rotkraut.« So etwas schreibt Prof. Dr. Kremer. Er machte Forschungen darüber, wie die Leber und die Gallenblase bei einem vollständig abgemagerten Menschen im Lager aussehen. Er hat diese Fälle ganz genau beschrieben. Einmal hat er einen jungen Juden gebracht, schrecklich verhungert, nur noch Haut und Knochen. Ich musste eine Aufnahme machen in ganzer Gestalt, ganz nackt. Und sofort nach der Aufnahme hat ihm Professor Kremer die Spritze gegeben, die Phenolspritze, dieser Junge wurde getötet, ermordet. Nach ungefähr einer Minute ist er gestorben. Sofort hat der Professor und Obersturmbannführer Kremer zwei polnische Ärzte hinzugerufen, und die mussten dann im Aufnahmeraum auf der Stelle sofort eine Obduktion machen. Sie haben die Leber herausgeschnitten, und aus der Leber die Gallenblase geholt. Das wurde dann in Spiritus oder Formalin eingelegt. Solche Art Forschung war das.«

Rettung der Beweise

»Am 15. Januar 1945 nach dem Abendappell, ist mein Chef Walter plötzlich mit dem Motorrad auf mich zugefahren und hat mich zu sich gerufen. Dann hat er laut gerufen: »Brasse, der Ivan kommt! Sämtliche Aufnahmen müssen vernichtet, verbrannt werden!« Denn wir hatten im Erkennungsdienst sämtliche Lagerdokumente, wir hatten dutzende, tausende Aufnahmen, sämtliche Zugangslisten, die Listen von lebenden Häftlingen, die Liste von gestorbenen Häftlingen, von erschossenen Häftlingen. Das haben wir alles im Erkennungsdienst gehabt. Er (Walter) war sehr erschrocken und aufgeregt und hat befohlen, alles zu verbrennen. Es war ja noch ein zweiter Häftling bei mir, und wir beide mussten aus dem Schrank ganze Pakete mit Negativen herausziehen und in den Ofen werfen. Im Ofen war schon gar kein Feuer mehr, nur noch warme Asche. Diese Negative wollten nicht brennen. Die sind damals nur geschmolzen. Warum? Damals waren sämtliche Negative erzeugt aus unbrennbarem Zelluloid. Deswegen wollten diese Negative nicht brennen und sind nur geschmolzen. Der Chef, Walter, hat erklärt warum er so erschrocken und aufgeregt ist: Die Russen hatten damals die Front durchbrochen. Die Front zwischen Rzeszów und Krakau, in Richtung Auschwitz. Die russischen Gruppen kamen rasch vorwärts in Richtung Auschwitz, deswegen war der Chef so erschrocken. Er (Walter) stand ungefähr 50 Minuten bei uns, dann ist er weggefahren und hat uns befohlen

» Die russischen Gruppen kamen rasch vorwärts in Richtung Auschwitz, deswegen war der Chef so erschrocken. Er (Walter) stand ungefähr 50 Minuten bei uns, dann ist er weggefahren und hat uns befohlen alles weiter zu verbrennen und zu vernichten. Als der Chef weg war, in diesem Augenblick, habe ich gedacht, dass diese Aufnahmen, diese Dokumente, für die Zukunft sehr wichtige Dokumente sind. «

alles weiter zu verbrennen und zu vernichten. Als der Chef weg war, in diesem Augenblick, habe ich gedacht, dass diese Aufnahmen, diese Dokumente, für die Zukunft sehr wichtige Dokumente sind. Über mögliche Konsequenzen, wenn ich das nicht vernichte, habe ich damals gar nicht nachgedacht. Wir haben dann zu zweit aus dem Ofen ganze Pakete heraus gezogen und alles mit Wasser begossen. Das kann man ja im Museum hier noch feststellen und noch sehen, diese angeschmolzenen, begossenen Negative. Ich habe das alles auf einem großen Haufen zusammengelegt und mit einer Decke zugedeckt. Und am 21. Januar bin ich mit dem letzten Transport weggegangen aus Auschwitz.«

Die Vergangenheit lässt nicht los

»Ich habe mit meiner Frau Aufnahmen gemacht (im eigenen Fotostudio nach dem Krieg) und hier hat sich meine Vergangenheit gezeigt. Wenn ich eine Aufnahme machte, von einem Mädchen zum Beispiel, manchmal, nicht immer, habe ich im Hintergrund ein Scheinbild gesehen: ein nacktes jüdisches Mädchen. Das war für mich ziemlich schwer zu ertragen. Nach ein paar Monaten, ungefähr 1946, bin ich damit zu einem Psychiater gegangen. Er hat mir damals einen Rat gegeben: Vollständig Schluss machen mit den Aufnahmen. Wir haben dann beide vollständig Schluss gemacht mit den Aufnahmen.«

Tobias R. L. Schmitz, Nikolas Lelle, Lisa Gehrlein, Martin Gehrlein, Marie Schulz-Triebe

Zuerst erschienen in der *asta-zeitung* der Goethe-Uni Franfkurt (1/2012).

***.notes**

#1 Bernhard Walter – Deutscher, Mitglied der NSDAP, SS-Hauptscharführer. Er gehörte zunächst dem Lagerpersonal in Sachsenhausen an, anschließend wurde er in Auschwitz und später in Mittelbau-Dora eingesetzt. Er war von Januar 1941 bis Januar 1945 Leiter des Erkennungsdienstes in Auschwitz. Nach dem Krieg wurde er zu einer dreijährigen Haft verurteilt. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)

#2 Franz Schebeck – SS-Unterscharführer, Leiter des Magazins, in dem die Lebensmittel aus den jüdischen Transportern gesichtet und gelagert wurden.

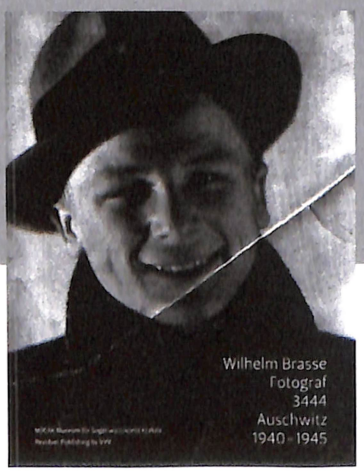
#3 Josef Mengele (1911-1979) – Deutscher, Mitglied der NSDAP, SS-Hauptsturmführer, Doktor der Medizin und Philosophie, Lagerarzt. Er führte im Lager verbrecherische medizinische Experimente durch, unter anderem zur Zwillingsbildung, zur Physiologie und Pathologie von Kleinwüchsigkeit. Sowie zu den Ursachen und Behandlungsmethoden von Wasserkrebs (Noma faciei). Diese Experimente führte er an Kindern und Jugendlichen durch, die anschließend ermordet wurden. Mengele nahm auch Selektionen an der Judenrampe in Auschwitz vor. Er wurde nie gerichtlich belangt. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)

#4 Wasserkrebs (lat. Noma faciei, cancrum oris) – eine bakterielle, brandige Entzündung der Mundschleimhäute, die zur Zerstörung der Wangen und der Mundhöhle führt. Die Krankheit tritt zumeist bei starker Unterernährung auf. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)

#5 Eduard Wirths (1909-1945) – Deutscher, Mitglied der NSDAP, SS-Sturmbannführer, Garnisonsarzt der SS. Im Lager Auschwitz und seinen Nebenlagern war Wirths der Vorgesetzte der Ärzte. Wirths führte in Block 10 an weiblichen jüdischen Häftlingen chirurgische Experimente durch. Er führte regelmäßig die Selektionen der zur Vernichtung nach Auschwitz deportierten Juden an der Rampe in Birkenau durch. Bei Kriegsende begab er sich in britische Kriegsgefangenschaft und beging anschließend Selbstmord. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)

#6 Maximilian Samuel – Deutscher jüdischer Herkunft, Chirurg und Gynäkologe. Als Häftling wurde er Block 10 zugeteilt und führte auf Anweisung der Ärzte Carl Clauberg und Horst Schumann Sterilisierungen durch. Später operierte er auch die Opfer von Doktor Wirths. Er starb im Lager kurz vor der Befreiung. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)

#7 Johann Paul Kremer (1883-1965) – Deutscher, Mitglied der NSDAP, SS-Obersturmführer, Dozent an der Universität Münster, Doktor der Medizin und der Philosophie, Lagerarzt. Er führte in Auschwitz verbrecherische Experimente durch, in denen er die durch den Hunger ausgelösten Veränderungen im menschlichen Organismus untersuchte. Nach dem Krieg wurde sein Tagebuch in Ausschnitten veröffentlicht. Kremer wurde 1947 zum Tode verurteilt. Später wurde die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umgewandelt. (vgl. »Wilhelm Brasse. Fotograf«)



Wilhelm Brasses Biographie ist im September 2011 erschienen:

»Wilhelm Brasse. Fotograf. 3444. Auschwitz. 1940-1945«, Krakau-Berlin 2011, 23 Euro

De-Education.

Zum abgebrochenen Versuch einer reflexiven Universität.[1]

Der 2001 begonnene Umzug der Universität steht kurz vor seinem Abschluss. Maßgebliche Teile der Goetheuniversität werden in wenigen Jahren am Campus Westend angekommen sein – einem Ort, der nicht nur wie in der aktuellen Imageanalyse der Goetheuniversität irgendwie mit dem »Umzug in ›alte‹ Gebäude«[2] assoziiert werden kann, sondern als ehemaliger Standort der Verwaltungszentrale der IG Farben unmittelbar mit deren aktiver Teilnahme an Weltkrieg, Zwangsarbeit und Massenmord im Nationalsozialismus verbunden bleibt. Der angeblich schönste Campus Europas ist wohl auch derjenige, der wie kein anderer mit dem »Zivilisationsbruch« (Dan Diner) zusammenhängt – namentlich mit dem Grauen des Konzentrationslagers Buna/Monowitz (Auschwitz III)[3].

Das hinderte Uni-Präsident Rudolf Steinberg nicht daran, den IG Farben-Campus bei seiner Eröffnung 2001 zum »Palast des Geistes« auszurufen und damit dessen auftrumpfende Erscheinung bruchlos für die Universität zu beanspruchen. Die unbekümmerte Unschuld, mit der die Goetheuniversität als scheinbar ungebrochener Hort der Aufklärung ihren Einzug als »Teufelsaustreibung«[4] der nationalsozialistischen Vergangenheit feiert, muss einen bitteren Geschmack hinterlassen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass selbstverständlich auch die Goetheuniversität selbst eine solche Vergangenheit hat, die heute keinen mehr so recht zu interessieren scheint.[5] Dagegen wird man – gerade wenn man weiß, wie sehr Wissenschaft mit der nationalsozialistischen Barbarei verbunden war – auf den Unterschied von Aufklärung und Exorzismus beharren müssen.

Lässt sich an der neuen Universität am neuen Campus ablesen, wie intellektuelles Arbeiten und akademisches Selbstverständnis immer stärker von ihren kulturindustriellen Bedingungen bestimmt sind und mehr und mehr in den Jargon von Reklame übergehen[6], so wird im Rückblick auf den Campus Bockenheim deutlich, dass hier aufgegeben wird, was man als den Versuch einer reflexiven Universität bezeichnen könnte: Denn zeitgleich mit dem Umzug werden auffälligerweise genau diejenigen Institutionen und Strukturen aufgegeben und fallengelassen, die einmal die Anstrengung auf sich nehmen wollten, auf Nationalsozialismus und in Barbarei übergegangene Wissenschaft zu reagieren – und das gerade nicht durch Aushängeschilder einer vorbildhaften Aufarbeitung, sondern indem ganz im

Sinne einer »Aufklärung, die ein geistiges, kulturelles und gesellschaftliches Klima schafft, das eine Wiederholung nicht zuläßt, ein Klima also, in dem die Motive, die zu dem Grauen geführt haben, einigermaßen bewußt werden«[7], die Möglichkeit und der Raum für Reflexion institutionell verankert werden sollte.

An drei Beispielen – deren Liste sich gewiss noch erweitern ließe – soll im Folgenden deutlich gemacht werden, dass es hier nicht um schale Nostalgie gehen soll, sondern um einschneidende Veränderungen, an denen die Verschränkung von historischem Bewusstsein und universitärem Alltag deutlich werden.

1. Demokratischer Funktionalismus

Mit dem Bockenheimer Campus verbindet sich der Name Ferdinand Kramers, der als Architekt in den fünfziger und sechziger Jahren für den Auf- und Ausbau der Universität verantwortlich war. Von Anfang an schlug dem sachlichen, als »Glattmacher« verschrieenen Kramer das Ressentiment der Frankfurter Bürger entgegen, das sich über die Studierendenbewegung bis zur heutigen Uni-Leitung durchgehalten hat. Dabei halten sich die Bauten Kramers deutlich gegenüber späteren, in ihrer Häßlichkeit aufdringlichen Gebäuden wie der Neuen Mensa, dem Juridicum oder auch dem AfE-Turm als Bockenheimer Markenzeichen zurück und wirken fast schon schüchtern,[8] die Kramer-Bauten sind bei aller Funktionalität von einer Zartheit, die mitunter roh von nachträglichen Eingriffen wie der braunen Verschalung des Hörsaalgebäudes oder dem grotesken türkisenen Sonnenschutz in der Robert-Mayer-Straße zerstört wurde. Diese so leicht übertönte Zurückhaltung ist dabei typisch für den demokratischen Funktionalismus, mit dem der nur widerwillig aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrte Kramer sich beim Bau der Universität von einer Repräsentationsarchitektur abwandte. Die neue und alte Architektur des Campus Westend, die aus der Trickkiste moderner und postmoderner Fassaden- und Monumentalarchitektur lebt[9], steht in schroffem Gegensatz zur eben überhaupt nicht rabiaten Haltung Kramers, in der funktionale, politische und ästhetische Momente aufs Engste vermittelt sind.

Am deutlichsten wird das vielleicht am Kramerschen Umbau des Jügel-Haus-Portals: Die enge Tür, einmal das Herzstück der Fassade des schlossartig angelegten ursprünglichen Universitätbaus[10], wurde mit all ihrem wulstigen Ornament und ihrer barocken Herrlichkeit weggerissen und durch einen klar definierten und offenen Haupteingang aus Glas und Stahl ersetzt. Damit reagierte Kramer nicht nur auf eine drastisch steigende Zahl von Studierenden, sondern eben auch darauf, dass nach ihrem Bankrott im Nationalsozialismus der Universität kein Schloss und kein Palast mehr zu bauen sei. Der unangemessenen Selbstherrlichkeit des akademischen Geistes versetzte Kramer mit einem seiner vielleicht schönsten Gebäude – dem Heizkraftwerk – einen weiteren Dämpfer. Dieses legt durch die Verglasung nicht nur seine Funktionsweise offen, sondern überragt mit seinem in die Höhe getriebenen Schornstein weithin den Campus: Ein so offenes Eingeständnis der Abhängigkeit geistiger Arbeit von gesellschaftlicher Produktion, dass also Bildung immer auch als Privileg auf gesellschaftlicher Ungerechtigkeit beruht, sucht man am neuen Campus als dem »Palast des Geistes« vergeblich[11] – vielmehr wäre es eine eigene Analyse wert, als wie demütigend hier die Arbeit von Mensa-, Reinigungs- und Gärtnereipersonal inszeniert wird.

Der Unterschied von Westend und Bockenheim wird noch einmal besonders deutlich an der Kramerschen Universitätsbibliothek – hält man hier das gewünschte Buch Minuten nachdem man aus der U-Bahn gestiegen ist in den Händen, so ist im IG Farben-Haus ein absurder Aufwand von im günstigsten Fall einigen hundert Metern Fußweg und mehreren Aufzugfahrten nötig. All die blauäugige Kritik am Funktionalismus, er richte eindimensional auf Zwecke zu[12], vergisst die Brutalität von Repräsentationsarchitektur, die sich jedem Bedürfnis vermauert, insofern es nicht gerade auf Identitätsstiftung[13] geht. Eine vollständige Liste der anti-funktionalen Stolperfallen am neuen Campus wäre lang – hier seien als Beispiele nur die Bodenstufe in der schwergängigen, praktisch als Hauptdurchgang dienenden Tür in der Eisenhower-Rotunde, die ungleichmäßigen Abstände der Treppenstufen im Hörsaalzentrum und die umfangstarken tragenden Säulen in der Mitte von Personal-Wegen im RuW-Gebäude genannt. Vielmehr als seine mitunter klinische Reinlichkeit wäre am IG Farben-Campus also zu kritisieren, dass er gnadenlos unpraktisch ist; die Forderung nach Leistungsnachweisen mag steigen, die Bedingungen der für ein Studium nötigen Arbeit werden dabei aber immer schlechter. Ganz im Gegensatz dazu beweist sich die Größe des Kramerschen Funktionalismus nicht durch Repräsentation, sondern praktisch – darin, dass sie sich denjenigen zur Verfügung stellt, die sie nutzten.

All das hat durchaus etwas mit der Geschichte des Nationalsozialismus zu tun – nämlich damit, wie akademische Bildung im Sinne einer reflexiven Aufklärung zu organisieren sei, die also auch um die Möglichkeit des eigenen Rückfalls in die Barbarei weiß: Denn Kramer nahm der Alma Mater nicht nur ihre selbstherrliche Fassade; seine funktionalistische Haltung hat wesentlich zum Inhalt, der intellektuellen Arbeit der Einzelnen die Entfaltung zu ermöglichen, das heißt also der von den nationalsozialistischen Studierenden im Namen eben des »deutschen Geistes« nicht nur symbolisch verbrannten, sondern auch offen verfolgten »liberalistischen Intelligenz«[14] Raum zu schaffen. Und das verlangt allerdings – gerade wenn man sie jenseits von Effizienz ernst nimmt – auf deren auch funktionale und praktische Bedürfnisse einzugehen.

Der funktionalistische Campus Kramers hat also rein garnichts mit einer monotonen »Denkfabrik« zu schaffen und in der Abkehr von der universitären Selbstherrlichkeit liegt alles andere als eine Geringschätzung von geistiger Arbeit. Vielmehr ist es bezeichnend, was bei der Eröffnung des IG Farben-Campus Roland Koch formulierte, ohne dass irgendjemandem der schreiende Gegensatz zum vom damaligen Präsidenten auf der gleichen Veranstaltung vorgetragenen Geschwafel vom »Palast des Geistes« aufgefallen wäre: Bemerkte Koch zu Recht, dass das IG Farben-Haus ein

» Das Studierendenhaus war und ist davon getragen, dass Debatte, Diskussion und Auseinandersetzung nicht einfach behauptet werden können, sondern dass Öffentlichkeit als die Form, in der sich politische Reflexivität herstellen kann, überhaupt erst ermöglicht werden muss. «

Verwaltungsgebäude ist – und damit eben für universitäre Zwecke unbrauchbar – kommentierte er dies so: »Aber in gewisser Weise haben eine Universität und ein Verwaltungsgebäude durchaus ja etwas miteinander zu tun. Hier wie dort wird Wissen ›verwaltet‹.«[15] Gerade die selbsherrliche Feier der Vernunft geht also mit deren offener Missachtung einher – wird Denken ungebrochen und entgegen jeder Reflexion als »Geist« hypostasiert, da gibt es sich bereitwillig selbst auf.

In Abgrenzung zur Universität heute also, die es versteht ohne Rücksicht auf Verluste ihren Wert als »etablierte Marke«[16] der Aufklärung zu verteidigen, ließe sich die Haltung Kramers vielleicht pointiert so ausdrücken: Um der Rettung Vernunft willen hieß es, ihr keinen Palast, sondern selbst vernünftig zu bauen.

2. Studentische Öffentlichkeit

Das Studierendenhaus am Campus Bockenheim ist mit seiner Größe und der zentralen Lage durchaus eine Besonderheit und wahrscheinlich das einzige dieser Art in Deutschland. Das ist kein Zufall, wurde es doch, finanziert von einer amerikanischen Stiftung, 1953 in unmittelbarer Reaktion auf den Nationalsozialismus eingeweiht. Grund dafür war die Idee, dass, wenn die deutschen Studierenden irgendwie zur Demokratie befähigt werden sollen, man ihnen einen Raum für politische Öffentlichkeit geben muss.

Es spricht Bände, dass ein Studierendenhaus am neuen Campus nicht oder erst im letzten Bauabschnitt geplant ist und dann im hintersten und entlegensten Teil des Campus liegen wird.[17] Wer sich am IG Farben-Campus bewegt weiß, dass eine studentische Öffentlichkeit dort quasi systematisch verhindert, jedenfalls marginalisiert wird und sich folglich kaum findet.[18] Die universitäre Kultur 2012 bezieht sich offensichtlich auf Studierende nicht mehr als politische Subjekte[19] öffentlicher Diskussion, sondern setzt im Namen der *Diversity* auf Minderheitenverwaltung. Deutlicher Ausdruck davon ist, dass statt eines Studierendenhauses als allererstes ein »interkultureller Begegnungsraum« mit dem bezeichnenden Namen »Haus der Stille« eingerichtet wurde: Ein ökumenischer Gebetsraum mit der Möglichkeit zur Geschlechtertrennung – zur Begegnung im gegenseitigen Anschweigen.

Das Studierendenhaus war und ist dagegen davon getragen, dass Debatte, Diskussion und Auseinandersetzung nicht einfach behauptet werden können, sondern eigene Voraussetzungen haben zu denen auch Zeit und Raum gehören. Öffentlichkeit als der Rahmen einer der Idee nach die Autonomie aller Beteiligten auch im Konflikt aushaltenden Verständigung, in dem sich politische Reflexivität einstellen könnte, ist dabei aber grundverschieden vom kampagnenförmigen Dialog, der friedfertige Wesensschau und repressive Toleranz verordnet. Pluralismus als Konzept ist nur dann sinnvoll, wenn er nicht nur beworben und verwaltet wird, sondern wenn es einen Rahmen gibt, indem die Differenzen ausgetragen und auch ausgehalten werden können.

Bei der Forderung nach einem Studierendenhaus, das kann nicht genügend herausgestrichen werden, geht es um ein Herzstück einer Universität, die sich nicht nur abstrakt und mit abgestandenem Pathos aufklärerischen Formeln verschreibt, sondern in der die Möglichkeit von Reflexion und Öffentlichkeit Teil des Alltags ist. Das macht allerdings einen studentisch selbstverwalteten Raum[20] notwendig, der sich sowohl von universitärem Marketing als auch von akademischer Öffentlichkeit unterscheidet, an denen Studierende bekanntermaßen nur eingeschränkt teilnehmen können.

3. Psychoanalyse

Wer ein wenig mit der sogenannten Frankfurter Schule vertraut ist, wird wissen, wie wichtig ihr die Psychoanalyse war und zwar vor allem auch in Bezug auf den Umgang mit dem Fortleben des Nationalsozialismus in der postnazistischen Demokratie. So meinte Adorno, dass dessen Überwindung wesentlich davon mit abhänge, inwieweit sich in Deutschland die Psychoanalyse und damit eine der Reflexion und der Einsicht in die Bedingtheit von Subjektivität günstige Wissenschaft etablieren könne. Horkheimer und Adorno, von denen die Frankfurter Universität in den fünfziger und sechziger Jahren ja maßgeblich mitgeprägt wurde, suchten deshalb unter anderem die Nähe zu Alexander Mitscherlich, dem Gründer des Sigmund-Freud-Instituts, der außerdem auch intensiv zur aktiven Teilnahme von Akademikern – den Medizinern – am Nationalsozialismus gearbeitet und publiziert hatte. Daraufhin bekam Mitscherlich einen Lehrstuhl an der Universität, aus dem sich schließlich mit dem Institut für Psychoanalyse das einzige seiner Art in Deutschland entwickelte. Auch das, der Versuch die Psychoanalyse akademisch zu etablieren, war ein von

> Auch das, der Versuch die Psychoanalyse akademisch zu etablieren, war ein von Frankfurt ausgehender Versuch, einen institutionell verankerten Rahmen für reflexive intellektuelle Arbeit in der postnazistischen Gesellschaft zu schaffen.

Frankfurt ausgehender Versuch, einen institutionell verankerten Rahmen für reflexive intellektuelle Arbeit in der postnazistischen Gesellschaft zu schaffen. Damit war vor allem auch die Eigenständigkeit gegenüber der Psychologie und die Offenheit gegenüber anderen, nicht therapeutisch angelegten Disziplinen verbunden. Vor allem einer reflexiven und subjektorientierten Sozial- und Erziehungswissenschaft sollte die Psychoanalyse wichtige Impulse geben.

Seit einiger Zeit ist das Institut für Psychoanalyse allerdings auf einen Arbeitsbereich zusammengestrichen und der Psychologie eingegliedert; alle Studiengänge, die eine Interdisziplinarität möglich machen sollten, laufen aus. Damit wird die Psychoanalyse ins individualtherapeutische Feld zurückgenommen und der Anspruch kassiert, eine reflexive Wissenschaft an der Universität zu institutionalisieren.

An der Akademie gegen die Akademie studieren

Das sind an dieser Stelle nur drei Beispiele, die freilich nicht einfach nur aus der – hier passt der etwas altbackene Ausdruck einmal – Geschichtsvergessenheit der Frankfurter Universität abzuleiten sind. Im weiteren Zusammenhang wäre nicht nur auf die spezifische erinnerungspolitische Formation der Berliner Republik zu verweisen, sondern auch auf so verschiedene Entwicklungen wie den durch den Bologna-Prozess veränderten Stellenwert der Universitäten, den fortschreitenden Zerfall von Öffentlichkeit, die Aushöhlung der Psychoanalyse als kritischer Wissenschaft wie auch stadtpolitisch eine Wende zugunsten einer Architektur des postmodern-restaurativen Heimatgefühls.[21] Wäre aber Reflexivität und die Institutionalisierung der Möglichkeiten zur Reflexion die Bedingung für eine Aufklärung, die nicht einfach über die eigene Teilhabe an der Barbarei hinweggeht, dann gilt es auch zu erkennen, dass nicht bloßer Widerwille gegen die bessere Einsicht das Problem darstellt, sondern die gesellschaftlichen Voraussetzungen für Reflexion immer weiter abgeschliffen werden.

Das heißt auch: Sind die einzelnen Wissenschaftler zwar durchaus für den gequirlten Schwachsinn verantwortlich zu machen, den man sich mitunter von ihnen anhören muss, so kann man ihnen doch nicht vorwerfen, dass dieser Schwachsinn noch als Wissenschaft gilt, solange die Definition hierüber sich statt an Wahrheit, institutionell eher an der Anzahl der (allzuoft ungelesenen) Publikationen und den akademischen Klüngeln orientiert. Ähnlich gilt für den gegenwärtigen Zustand der Universität, dass man ihn nicht der mangelnden Aufrichtigkeit ihrer Repräsentanten in Präsidium und der Abteilung Marketing und Kommunikation zur Last legen kann; deren Zynismus mag zwar alles noch verschlimmern, er bringt aber auch auf den Punkt was vom Anpruch bürgerlicher Bildung geblieben ist, wo das Bürgertum mehr und mehr auf die bloße Sachzwangverwaltung herunterkommt. An der Universität, die nach gesellschaftlicher Arbeitsteilung Erkenntnisse und hochqualifizierte Arbeitskräfte produzieren soll, wird schlagend deutlich, wozu Ideologie, das heißt gesellschaftlich notwendig falsches Bewusstsein, heute tendiert – zum Zynismus, der garnicht mehr verlangt, dass man ihn ernst nimmt.[22]

Am IG Farben-Campus stellt sich mit besonderer Schärfe das Problem, dass gesellschaftlich die Bedingungen für Reflexivität immer weiter ausgehöhlt werden: In dem Moment, in dem dieses Haus der Täter zum schönsten Campus Europas ausgerufen wird, werden gerade diejenigen Institutionen aufgegeben, abgebaut und abgerissen, die einmal der Versuch waren, auf das Scheitern der Universität im Nationalsozialismus zu reagieren und Strukturen für eine an der Autonomie der Einzelnen orientierte reflexive und kritische Wissenschaft in der postnazistischen Gesellschaft bereitzustellen. Dieser Versuch muss als abgebrochen gelten.

Mit der Schließung und Räumung des Instituts für vergleichende Irrelevanz geht eine Insel verloren, die wenigstens für einen gewissen Zeitraum noch an Strukturen festhalten konnte, die Reflexion ermöglichen. Nicht umsonst hatte das IvI als Motto: »Kritisches Denken braucht – und nimmt sich – Zeit und Raum.« Nicht nur diese grundlegenden Bedingungen für Reflexion werden immer prekärer, sondern mit ihnen droht auch der Verlust eines Denkens, das zum Eingeständnis der eigenen Bedingtheit überhaupt noch in der Lage ist und nicht von vornherein die Fanfaren der Exzellenz vor sich herzutragen braucht.

Verschlechtern sich die institutionellen Bedingungen, dann bleibt wenig übrig, als dass Kritik selbst einen neoliberalen Zug annimmt: Die Verantwortung für reflexive und das heißt eben auch historisch bewusste Wissenschaft und intellektuelle Arbeit liegt einmal mehr bei den Subjekten. Davor bewahrt aber ohnehin kein institutioneller Rahmen, denn ohne Frage ist Reflexivität – ebenso Mündigkeit oder Kritik – nichts,

was objektiv je »bereitgestellt« oder »geliefert« werden könnte, sondern notwendig Subjektives. Sowenig aber der institutionelle Rahmen und seine Voraussetzungen zu hypostasieren sind, so wenig ist es das Subjekt als ihr Gegenpol: Reflexivität ist wesentlich dadurch bestimmt, dass die Bedingungen und Begrenzungen des eigenen Denkens und Handelns bewusst gemacht werden. Die Aporie, vor der intellektuelle Arbeit nicht nur an der Universität heute steht, ist die, dass sich Reflexivität unter Bedingungen beweisen muss, die gerade die Möglichkeiten zur Reflexion immer weiter einschränken.

Johannes Rhein, Initiative Studierender am IG Farben-Campus

***.notes**

#1 Überarbeitete Fassung eines gleichnamigen Artikels in der Wahlzeitung der Linken Liste (2011/12).

#2 »Monotone Stadt, innovative Universität?« In: *UniReport* (02/2012), S. 2.

#3 Für Informationen zu den IG Farben und dem Lager Buna/Monowitz siehe: http://www.wollheim-memorial.de/.

#4 So Jochen Sander wörtlich in einem Video von 2010 im youtube-Kanal der Goetheuniversität. URL: http://www.youtube.com/watch?v=ynpJ8r4jMfs&lr=1 (15.05.2012).

#5 Vgl. hierzu ausführlicher den Beitrag der Initiatve Studierender am IG Farben Campus (ISIG): »Immer wieder das Gleiche. Zur Geschichte des schönsten Campus Europas.« In: *AStA-Zeitung FFM* (04/2010). Eine ehrenwerte Ausnahme bildet hier das von Hans Sarkowicz angestoßene und von Studierenden produzierte Radiofeature »Die Bücherverbrennung in Frankfurt. Eine studentische Aktion«. Den Kern dessen, was eine Erkenntnis wäre – dass die vielbeschworene »Geistfeindschaft« der Nazis maßgeblich aus der Universität heraus organisiert wurde –, kann der *UniReport* in seinem Bericht nicht festhalten; hier wird stattdessen resümiert, die beteiligten Studierenden hätten Bedeutendes »für den eigenen Berufsweg in Richtung Journalismus« mitnehmen können. Vgl.: »Bücherverbrennung in Frankfurt«. In: *UniReport* (02/2012) S.a. den Beitrag der ISIG »Zum Jahrestag der Bücherverbrennung 1933 – und dem Scheitern der Universität im Nationalsozialismus« (2010).

#6 Vgl. hierzu: »Gegen eine bessere Uni …« In: *Wahlzeitung der Linken Liste* (2010/11). Unnachahmlich geständig und kaum mehr kommentarbedürftig ist hier auch die »Imageanalyse« der Universität selbst: »Monotone Stadt, innovative Universität?« In: *UniReport* (02/2012).

#7 Adorno, Theodor W.: »Erziehung nach Auschwitz«. (1966).

#8 Faktisch entspricht der Campus Bockenheim also nicht mehr dem Entwurf Kramers und es werden nur noch wenige seiner Gebäude tatsächlich genutzt.

#9 Mit Trickkiste meine ich zum Beispiel die im IG Farben-Haus nach den oberen Stockwerken hin abnehmende Fensterhöhen, wodurch das Haus als noch höher erscheint.

#10 Man kann das ursprüngliche Jügel-Haus als ein sogenanntes »Bürger-Schloss« deuten, das heißt als selbstbewusste Aneignung aristokratischer Privilegien durch das liberale Frankfurter Bürgertum, das hier in einer Pionierleistung 1914 eine vom preußischen Obrigkeits-Staat unabhängige Stiftungsuniversität gründete. Vgl.: Hansen, Astrid: Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers. Weimar 2001.

#11 Schaute man bis vor kurzem aus den oberen Etagen des IG Farben-Hauses, dann schob sich allerdings doch der kurze Schlot des dortigen Heizkraftwerks ins Panorama. Der Campus Westend wird nunmehr allerdings mit der Abwärme der Müllverbrennungsanlage in der Nordweststadt versorgt, weshalb das Kraftwerk in der Lübecker Straße abgerissen wurde.

#12 Kramer baute ganz im Gegenteil in der Voraussicht, dass sich die Bedürfnisse historisch wandeln und seine Gebäude nur schätzungsweise fünfzig Jahre angemessen sein würden. Eine enttäuschte Hoffnung. In diesem Sinne geht es mir hier auch nicht um den Denkmalschutz der Kramerschen Bauten – vielmehr darum, festzuhalten, dass der von Kramer erhoffte Fortschritt ausgeblieben ist beziehungsweise sich nur als Regression niederschlägt.

#13 Bei der Entscheidung über die Entwürfe für den neuen Campus war das erklärte Ziel »ein identitätsstiftendes und unverwechselbares Gepräge«. Vgl.: URL: http://www.uni-frankfurt.de/ueber/campi/westend/ausbau1/index.html (15.05.2012).

#14 Vgl. die »12 Thesen wider den undeutschen Geist", die im Kontext der Bücherverbennungen veröffentlicht wurden. Man findet das problemlos im Internet.

#15 Vgl. das Grußwort von Roland Koch in der von der Universität herausgegebenen Broschüre »Dieser Ort ist Geschichte. Einweihung des Campus Westend" (2001), S. 39.

#16 »Monotone Stadt, innovative Universität?", a.a.O., S. 1.

#17 Vgl.: »There is a house … in the middle of nowhere". In: *Wahlzeitung der Linken Liste* (2010/11).

#18 Die Marginalisierung studentischer Öffentlichkeit steht dabei auch in engem Zusammenhang mit der behaupteten Kunsthaftigkeit des IG Farben-Campus; erinnert sei an die peinlichen Versuche Müller-Esterls, die Bildungsproteste in die Nähe nationalsozialistischer Kampagnen gegen entartete Kunst zu rücken, als die Besetzung des Casinos nicht nur die Gemälde Georg Hecks, sondern vor allem auch den proklamierten Werkcharakter der Architektur Poelzigs bedrohte: »Denn wo Kunstwerke geschändet werden, ist die Freiheit in Gefahr.« (Müller-Esterl) Vgl. hierzu: Perabo, Gabi: »Vergangenheit unter Farbschichten … something about the yankee doodle room«. In: *AStA-Zeitung FFM* (04/2010).

#19 Im Artikel des *UniReport* wird dann auch einigermaßen verwundert festgestellt, dass ein Studium noch immer nicht ausschließt, wie es heißt, »Entscheidungen an der Uni mitzugestalten und sich für die Belange verschiedener Personengruppen einzusetzen.« Für die universitäre Kommunikation verständlich eingeholt wird dies aber nur dann, wenn auch versichert wird, dass die hierbei erlernten Soft Skills »auch später im Arbeitsalltag nützen« werden. Vgl.: »Politisches Engagement als Teil des Studiums«. In: *UniReport* (02/2012), S. 3.

#20 Am Campus Westend wird mitunter auf die Notlösung zurückgegriffen, Fachschafts- in Aufenthaltsräume umzuwandeln, was der Arbeit in der Studierendenvertretung die nötigen Büros nimmt. Daneben ist das Verfahren zur Raumvergabe an institutionell nicht näher gebundene studentische Arbeitszusammenhänge für Veranstaltungen u.ä. im besten Falle unklar und letztlich bürokratischer Willkür überlassen.

#21 Gemeint ist hier zum Beispiel der Abriss des Technischen Rathauses und des Historischen Museums, die einer »Rekonstruktion« der Frankfurter Altstadt geopfert wurden. Während zur Zeit beinahe jeder Schutthaufen, den man in der Innenstadt findet, auf ein abgerissenes funktionalistisches Gebäude verweist, setzt sich das Frankfurter Stadtbild immer mehr aus einerseits grotesken postmodernen Scheußlichkeiten, identitätsstiftenden Ankern im Stadtbild, wie dem Main Plaza (Sachsenhausen) oder MyZeil und andererseits den tatsächlich völlig kargen Wohnhäusern eines Bauwirtschaftfunktionalismus wie in der Berliner Straße zusammen. Es ist das sang- und klanglose Ende einer Debatte um Statdbebauung, die in Frankfurt Jahrzehnte geführt wurde, und bei der sich nun endgültig die Reaktionäre durchgesetzt haben.

#22 Zahlreiches Anschauungsmaterial wird hier vom Blog *goethewatch* bereitgestellt: URL: http://goethewatch.blogsport.de/.

Monowitz. Nie gehört?

Zu einer Leerstelle im Gedenken

Vermutlich kennen nur wenige Angehörige der Goethe-Universität die Geschichte des Konzentrationslagers Monowitz. Doch auf dem IG-Farben-Campus zu studieren und zu arbeiten, heißt auch, sich mit der Geschichte dieses Ortes auseinanderzusetzen: Das IG-Farben-Haus ist untrennbar mit Monowitz verbunden.

»Rassenhygiene«, Bücherverbrennungen, Ausschluss jüdischer Studierender und Lehrender aus den Hörsälen: Deutsche Universitäten im Nationalsozialismus integrierten sich nahezu vollständig in die Volksgemeinschaft. Auch die Frankfurter Hochschule hat ihre eigene kaum aufgearbeitete NS-Geschichte.[1]

Der Einzug in den ehemaligen Hauptsitz der IG Farben 2001 fordert zusätzlich eine spezifische Form der Reflexion auf diesen Ort. Dennoch wurde eine solche von der Universitätsleitung nicht in den Mittelpunkt des Umgangs mit dem neuen Campus gerückt. Die Form der Auseinandersetzung mit der Geschichte des sogenannten »Campus Westend« war von Beginn an umkämpft.[2] Die Geschichte dieser Auseinandersetzung verweist auf die fehlende Bereitschaft, die Vergangenheit des Ortes deutlich sichtbar zu machen.

Eine untrennbare Verbindung

Der IG-Farben-Campus ist als historischer Ort mit einem zweiten Ort untrennbar verbunden: Monowice. Monowice ist heute ein kleines, unscheinbares Dorf in Polen und liegt einige Kilometer östlich der Kleinstadt Oświęcim, direkt an einem großen Industriegebiet. An diesem Ort war in den Jahren 1942–1945 das Konzentrationslager Monowitz, das die Baustelle der IG Farben mit Zwangsarbeitern versorgte und zum Lagerkomplex Auschwitz gehörte. Im Hauptverwaltungsgebäude der IG Farben in Frankfurt am Main wurden Entscheidungen getroffen, die unmittelbar Folgen für das (Über)Leben von KZ-Häftlingen in Monowitz und Auschwitz hatten. Der ehemalige Hauptsitz der IG Farben, das von der Universität

als »IG-Hochhaus« bezeichnete Gebäude und das Casino, sind heute fast unverändert erhalten. Recherchiert man dagegen zur Lage in Monowice, stößt man in fast allen Quellen darauf, dass heute nichts mehr aus der Zeit des Konzentrationslagers zu finden sei. Eine Spurensuche in Monowice ermöglicht es, diesem Narrativ etwas entgegenzusetzen.

Geschichte der IG Farben und ihres Konzentrationslagers

Die Interessengemeinschaft Farben AG (IG Farben) wurde 1925 als Zusammenschluss deutscher Chemiekonzerne gegründet, darunter Unternehmen wie AGFA, BASF, Bayer und Hoechst. Seit den 30er Jahren unterhielt die Leitung des neuen Konzerns gute Kontakte zur nationalsozialistischen Führungsriege. Nach innen wurde der Konzern »arisiert« (1938 waren alle jüdischen Mitarbeiter_innen entlassen), nach außen beteiligte man sich an der Vorbereitung des Krieges. Allerdings greift es zu kurz, von einer bloßen »Verstrickung« der IG Farben zu sprechen. Der Konzern war nicht nur schlicht Profiteur der nationalsozialistischen Politik, sondern auch aktiv an dieser beteiligt. Die IG Farben spielte für die Kriegswirtschaft eine zentrale Rolle: nicht nur weil sie »kriegswichtige« Produkte herstellte, sondern weil sie für die angestrebte wirtschaftliche Autarkie Deutschlands in ihrem Wirtschaftssektor sorgen sollte. Die chemische Industrie, der im Zuge des Krieges besetzten Gebiete, fiel aus diesem Grund an die IG Farben.

1941 sollte die Produktion von Treibstoffen und synthetischem Kautschuk (Buna), etwa zur Bereifung militärischer Fahrzeuge, ausgeweitet werden. Als Bauplatz für das neue Werk wählte man ein Gebiet unweit des Konzentrationslagers Auschwitz in der Nähe des polnischen Dorfes Monowice. Ein entscheidender »Standortfaktor« war die garantierte Versorgung mit Häftlingen des Konzentrationslagers als Zwangsarbeiter. Zu Beginn mussten die Häftlinge den Weg zur Baustelle zu Fuß zurücklegen. Die »Bauherren« stellten jedoch fest, dass der tägliche sieben Kilometer lange Fußmarsch die Häftlinge zu sehr schwächte und damit die Arbeitsproduktivität drückte. Aus diesem Grund begann die Bauleitung in Kooperation mit der SS ab 1942 damit, ein eigenes Konzentrationslager in der Nähe der Baustelle zu errichten. Das Konzentrationslager Monowitz (zeitweise auch »Auschwitz III«) entstand auf den Ruinen des polnischen Dorfes Monowice, das für den Bau zerstört wurde. Die Bewohner_innen des Orts wurden vertrieben. Den Alltag im Lager regelte die SS, vertraglich war alles mit der IG Farben vereinbart: Für die Häftlinge zahlte die IG Farben pro Tag zwischen drei und vier Reichsmark an die SS – sogar der maximale Krankenstand im Lager war Teil der Übereinkunft. Die Anzahl an Häftlingen schwankte, der Höchststand war Mitte 1944 mit über 10 000 Häftlingen erreicht. Die IG Farben profitierte also nicht nur vom Lagersystem des Nationalsozialismus, sondern beteiligte sich auch aktiv an der »Vernichtung durch Arbeit«. Im Lager und bei der Arbeit herrschten katastrophale Bedingungen. Auch die im Vergleich zu anderen Lagern häufigeren

1 Stehbunker am ehemaligen Lagereingang

2 ehemalige Blockführerstube

3 Reste eines Liegebunkers in einem Vorgarten

4 ein Gartenzaun mit Teil der Lagerumzäunung

5 ehemalige Schmiede

6 verfallende SS-Wohnbarracke am Dorfrand

7 Blick auf das ehemalige IG-Farben-Werk

8 ehemaliger SS-Bunker

9 von den Bewohner_innen eingerichtetes Mahnmal

»Selektionen«, die nicht nur von der SS, sondern auch von Mitarbeitern der IG Farben durchgeführt wurden, gehörten zum Alltag in Monowitz. Regelmäßig wurden »arbeitsunfähige« Häftlinge im nahen Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau in den Gaskammern ermordet.

Das Lager wurde am 18. Januar 1945 »evakuiert«: 9000 Gefangene wurden auf sogenannte Todesmärsche gen Westen getrieben. 800 schwer kranke Häftlinge ließ die SS zurück. Die Überlebenden wurden am 27. Januar 1945 von der Roten Armee befreit. Die Zahl der Todesopfer wird heute auf 23 bis 30 000 Menschen geschätzt.

Nach der Niederlage Deutschlands im zweiten Weltkrieg wurde die IG Farben von den West-Alliierten in 29 Firmen zerschlagen (z.B. BASF, Bayer oder Höchst). In der sowjetischen Besatzungszone wurden die Besitzer enteignet. Einzelne Vorstandsmitglieder wurden in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen zu Haftstrafen verurteilt – und bereits zu Beginn der 50er Jahre begnadigt. Norbert Wollheim, ein Überlebender des Lagers Monowitz, klagte 1951 auf Entschädigung. Er gewann in erster Instanz, die IG-Farben-Rechtsnachfolger gingen in Berufung. Man einigte sich schließlich außergerichtlich: Wollheim konnte 30 Mio. DM als Entschädigung für einen Teil der überlebenden Zwangsarbeiter erstreiten. Die IG-Farben-Nachfolger sicherten sich gegen weitere Klagen ab und betonten, dass die Zahlung kein Schuldeingeständnis darstelle.

Monowitz heute: Monowice

Heute erinnert kaum noch etwas an das Konzentrationslager Monowitz. Im Unterschied zum ehemaligen sogenannten »Stammlager« Auschwitz und dem ehemaligen Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau ist Monowitz nicht Teil des Staatlichen Museums Auschwitz. Nach dem Krieg kehrten einige der ehemaligen Bewohner_innen nach Monowice zurück und bauten es, aus nachvollziehbaren Gründen, wieder auf. In dem kleinen Dorf geht das Leben weiter. Doch auch wenn immer wieder darauf verwiesen wird, dass es dort nichts mehr zu sehen gäbe, so kann eine Spurensuche vor Ort einiges zu Tage fördern.

Biegt man in die kleine Straße ein, die zum Dorf führt, sind die Stehbunker, die den ehemaligen Lagereingang anzeigen, nicht zu übersehen. Unsichtbarer dagegen ist die »Blockführerstube«, die heute als Wohnhaus genutzt wird. Der Blockführer, Mitglied der SS, hielt u.a. die Appelle ab und ordnete die Häftlinge den Baracken zu. Im Garten dieses Hauses steht ein grasbewachsener Liegebunker, der die Außengrenze des Lagers markiert. Jeder Wachturm war mit einem Liegebunker ausgestattet, der den Bewacher vor Luftangriffen schützen sollte. Folgt man der Hauptstraße des Dorfs, die auf der ehemaligen Lagerstraße verläuft, fallen einem zwischen den Zäunen die steinernen Zaunpfähle auf: ehemalige Teile der Lagerumzäunung. Zwei weitere Gebäude des Lagers sind erhalten geblieben: die Schmiede und ein Teil des Häftlingskrankenbaus – beide Häuser sind heute be-

wohnt. Am Rande des Dorfs, mit unmittelbarem Blick auf das angrenzende Chemiewerk, verfällt eine ehemalige SS-Wohnbarracke. Unweit davon steht noch immer ein großer Bunker der SS.

Eine kleine Gedenkstätte in der Dorfmitte weist darauf hin, dass hier zehntausende Menschen ermordet wurden. Zentrum der Stätte ist ein hohes weißes Kreuz. Aufgestellt wurde dieses Mahnmal von den Bewohner_innen des Dorfes und spricht damit die Sprache derer, die gedenken; wenn auch nicht derer, denen gedacht wird.

Das riesige Gelände der ehemaligen IG-Farben-Werke wird heute von verschiedenen Firmen genutzt. Es finden sich weder vor Ort noch in der Forschungsliteratur Angaben darüber, welche Gebäude aus der NS-Zeit stammen. Auffällig ist aber vor allem der Zaun, der weite Teile des Geländes umgrenzt. Die Zaunspitze ist nach innen gebogen und hindert damit nicht daran, von außen in das Industriegelände zu kommen, sondern von innen zu fliehen.

Am Haupteingang des Industriegeländes befindet sich ein offizielles Mahnmal aus den 60er Jahren. Auf einem riesigen Dreieck, das auf die Abzeichen der Häftlinge verweist, steht eine abstrakte Darstellung eines Lagerzauns, an deren Fuß drei gekrümmte Körper liegen. Eine Gedenktafel in den Sprachen Polnisch, Russisch, Englisch und Französisch, weist darauf hin, dass 30 000 »political and war prisoners« an diesem Ort ermordet wurden; das ignoriert, dass die übergroße Mehrheit dieser Ermordeten verfolgt wurden, weil sie jüdisch waren. Anders als auf vergleichbaren Gedenktafeln in Birkenau oder im »Stammlager«, fehlen die Sprachen Hebräisch und Jiddisch.

Monowitz und der IG-Farben-Campus

Im (deutschen) Gedenken stellt Monowitz eine Leerstelle dar. Normalerweise wird Monowitz in das Gedenken an Auschwitz eingemeindet – bemerkenswerterweise trotz bekannter Zeitzeugenberichte wie etwa Primo Levis oder Jean Amérys. Damit wird aber die Eigenständigkeit dieses Lagers unterschätzt, dem ab Ende 1943 die meisten der Nebenlager von Auschwitz unterstanden. In der Dauerausstellung des staatlichen Museums Auschwitz spielen die IG Farben und das Konzentrationslager keine eigenständige Rolle. Die beiden genannten Denkmäler sind weitgehend unbekannt. Der Zeitzeuge Stephan Lipniak antwortete auf die Frage, was er empfinde angesichts dieser Leerstelle: »Ich bin einfach traurig.«

Um so wichtiger ist es also, die untrennbare Verbindung des IG-Farben-Campus mit Monowitz aufzuzeigen. Dass es hier überhaupt Verweise auf Monowitz gibt, ist einer langen Geschichte von Kämpfen zu verdanken, die von Überlebenden, Studierenden und dem Fritz Bauer Institut geführt wurden – gegen die Universitätsleitung, nicht etwa mit ihr. Bei dem ersten großen Treffen Überlebender 1998 an der Frankfurter Universität äußerten diese den Wunsch, auf dem neuen Campus eine Gedenktafel aufzustellen, die an Monowitz erinnert. Direkt vor dem Haupteingang des IG-Farben-Hauses liegt eine graue Tafel, normalerweise zu-

geparkt von Fahrrädern.[3] Entgegen dem Wunsch der Überlebenden, sie müsse senkrecht *stehen, liegt* diese Tafel und kommt so nicht zur Geltung. Die von Überlebenden unterstützte Forderung des Fritz Bauer Instituts, den Grüneburgplatz in Norbert-Wollheim-Platz umzubenennen, blieb folgenlos. Immerhin ist damit über eine geeignete Form des Gedenkens auf dem Campus nachgedacht worden. Entstanden ist daraus das Norbert-Wollheim-Memorial, das explizit den Opfern von Monowitz gedenkt. Es enthält neben den Bildtafeln, die auf dem vorderen Teil des Campus verteilt sind, eine große Zahl an Überlebendenberichten und Zeitzeugeninterviews und bietet damit einen Rahmen, um eine erste Beschäftigung mit der IG Farben und Monowitz zu ermöglichen. Dass die Universitätsleitung sich kaum scheut, die unrühmliche Geschichte dieses Ortes zu ignorieren, zeigt sich nicht zuletzt darin, *wie* der neue Campus bezeichnet wird: Statt »IG-Farben-Campus«, was immerhin auf die Geschichte des Ortes verwiese, wird er »Campus Westend« genannt. Sogar das IG-Farben-Haus selbst sollte, wäre es nach der Universitätsleitung gegangen, als »Poelzig-Ensemble« bezeichnet werden. Aber auch jenseits des sprachlichen Umgangs reicht ein kurzer Spaziergang über das Gelände, um zu sehen, dass hier kein Bruch vollzogen wird: die Architektur der neuen Gebäude schmiegt sich ganz explizit an die historischen Vorbilder an.

In absehbarer Zeit wird die Universität Bockenheim verlassen haben und eine weit größere Zahl an Studierenden mit dem IG-Farben-Campus konfrontiert sein. Der »Campus Westend« wird endgültig zu einem der Hauptstandorte der Frankfurter Universität. Nach wie vor stellt sich die Frage, was es bedeutet, an diesem Ort zu studieren, zu forschen, zu lehren. Dabei gilt es auch in Zukunft darüber nachzudenken, wie man der Verbindung mit Monowitz gerecht werden könnte. Voraussetzung dafür ist, zu wissen, dass sie besteht.

Nikolas Lelle, Julia Müller, Martín Steinhagen

Dieser Artikel entstand im Rahmen der Nachbereitung einer selbstorganisierten Studienreise nach Oświęcim/Auschwitz und Krakau im September 2012, an der Studierende der Goethe-Universität teilnahmen. Die Reise wurde in Kooperation mit der Initiative Studierender am IG Farben Campus und der »Lagergemeinschaft Auschwitz« durchgeführt. Im Hinblick auf die Geschichte des IG-Farben-Campus lag der Fokus der Studienfahrt auf Monowice/Monowitz. In Krakau standen die Beschäftigung mit Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens und Zeitzeug_innengespräche im Mittelpunkt.

Weiterführendes

Lexikalischer Artikel zum Lager Buna/Monowitz mit Bibliographie: Monowitz, in: Benz, Wolfgang/Distel, Barbara (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 5. München, 2007, S. 276–284.

Einige Zeitzeugenberichte

Jean Améry: An den Grenzen des Geistes, in: Ders.: Jenseits von Schuld und Sühne, in: Werke, Bd. 2. Stuttgart: 2002.Primo Levi: Ist das ein Mensch? Frankfurt: 1961.

Tibor Wohl: Arbeit macht Tod. Frankfurt: 1990.

Video-Interviews mit Überlebenden finden sich im Norbert-Wollheim-Memorial (auch online : http://www.wollheim-memorial.de/de/ueberlebendeninterviews).

Zum Umgang der Universität mit der Geschichte des Campus: Texte der Initiative Studierender am IG Farben Campus unter: http://tinyurl.com/initiative-texte

Die »Lagergemeinschaft Auschwitz« bietet zweimal jährlich Studienfahrten nach Auschwitz und Krakau an. Mehr dazu:
http://www.lagergemeinschaft-auschwitz.de

***.notes**

#1 Ein seltenes Zeugnis der inneruniversitären Aufarbeitungsgeschichte ist die Ausstellung zur Universität im NS in der Neuen Mensa auf dem Campus Bockenheim, die in den 80er Jahren vom studentischen Arbeitskreis »Uni im Faschismus« erstellt wurde. Siehe hierzu auch »Ein Vorschlag zur Güte« von der Initiative Studierdender am IG Farben Campus.

#2 Einen Überblick bietet der Text »Immer wieder das Gleiche. Zur Geschichte des schönsten Campus Deutschlands« der Initiative Studierender am IG Farben Campus.

#3 Nachtrag: Seit Anfang des Jahres 2013 ist die Plakette mit einem Band abgesperrt, damit dort keine Fahrräder mehr abgestellt werden können. Dafür bedurfte es der Initiative des Vereins »Lagergemeinschaft Auschwitz«, der sich deswegen an die Universitätsleitung wandte.

»Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.« (Theodor W. Adorno)

Auschwitz ist zum Synonym für den von Deutschen begangenen millionenfachen Massenmord geworden. In Auschwitz wurde systematische, staatlich organisierte Vernichtung von Menschen betrieben. Es lässt sich vom Zivilisationsbruch Auschwitz sprechen, um sich der historischen Dimension dieser Tat der deutschen Barbarei begrifflich anzunähern. Doch ist stets nur der Versuch einer Annäherung möglich. Letztlich bleibt eine Unfassbarkeit an Auschwitz als Fabrik des Todes.

Damit muss eine Ausstellung, die Bilder von Auschwitz zeigt, umgehen. Die hier gezeigte Ausstellung versucht bewusst nicht primär Bilder von Gewohntem zu zeigen; also keine Bilder zu produzieren, die bruchlos in den etablierten Erinnerungsdiskurs eingefügt werden können. Dieser Erinnerungsdiskurs ist zur Normalität geworden, zum Alltagsgeschäft und damit zum konsumierbaren Akt. In dieser instrumentellen Form des Umgangs wird Auschwitz seines Schreckens entledigt.

Stattdessen versucht diese Ausstellung auch Randständiges, Implizites, Besonderes zu zeigen und damit einen anderen Blick auf das alltägliche und unalltägliche Grauen in Auschwitz zu gewähren. Die Bilder haben einen notwendig subjektiven Charakter, der eine Wahrheit eigener Art zur Sprache bringt. Eine Wahrheit, die Besonderem, Nichtidentischem, scheinbaren Kleinigkeiten Platz einräumt. Diese Art des Umgangs versucht sich der Alltagsgeste zu entziehen, zu stören und aufmerksam zu machen für das Problem der ins alltägliche integrierten Erinnerungskultur. Auschwitz ist nicht alltäglich.

Im etablierten Erinnerungsdiskurs ist Auschwitz III – Monowitz unterrepräsentiert. Dieses Lager fällt aus der Erinnerung heraus, ist nicht Teil des »Staatlichen Museums Auschwitz«. Diese Ausstellung zeigt deshalb ganz bewusst Bilder von Auschwitz III, um zu zeigen, dass auch dort die Gegenwart Auschwitz spürbar ist.

Die hier gezeigten Fotos entstanden 66 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz im Rahmen einer Studienfahrt. Gezeigt werden Bilder aus dem Stammlager, welches sich wenige Laufminuten von der Innenstadt Oświęcims befindet. Aus Birkenau, etwa 2 km Luftlinie vom Stammlager entfernt. Ebenso aus Monowice, einem Dorf unmittelbar angrenzend an das Industriegelände Buna-Monowitz. Monowitz war ein Arbeitslager, das vom größten deutschen Konzern seiner Zeit, der IG Farben AG, betrieben wurde. Diese beteiligte sich maßgeblich an der »Vernichtung durch Arbeit« genannten systematischen Ermordung von Menschen. Das IG Farben Werk Buna-Monowitz befindet sich 753 km von der ehemaligen IG Farben Konzernzentrale im Poelzig-Ensemble in Frankfurt am Main. Heute befindet sich dort die Goethe Universität.

Diese Ausstellung entstand in Zusammenarbeit mit der *Initiative Studierender am IG Farben Campus* und mit Unterstützung des *Fördervereins des Fritz-Bauer-Instituts e.V.* und der *Lagergemeinschaft Auschwitz – Freundeskreis der Auschwitzer e.V.*

Die Ausstellung besteht aus dem abgedruckten Text und 19 Bildern, die im Rahmen einer Studienfahrt in den Konzentrationslagern von Auschwitz entstanden. Sie wurde erstmals im Januar 2012 im Foyer des IG Farben Hauses gezeigt. Die Ausstellung kann ausgeliehen werden.

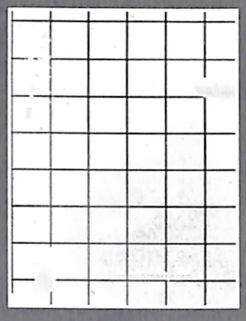
Lisa Gehrlein, Nikolas Lelle, Tobias R. L. Schmitz, Marie Schulz-Triebe

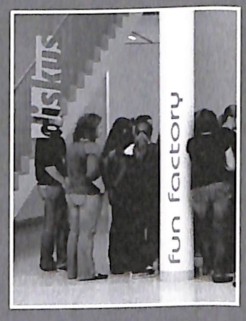
Kontakt: ini_igfarben@yahoogroups.de

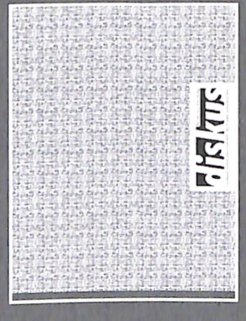
abo? backissues?

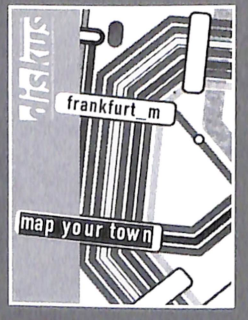
Alte Ausgaben gibts für die Portokosten, das Abo mit 4 Ausgaben für 5 Euro in Briefmarken oder Scheinen bei:

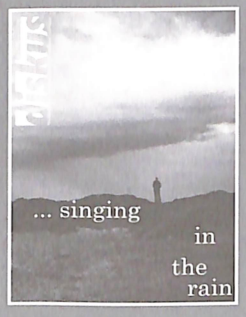
diskus · Mertonstraße 26-28 · 60325 Frankfurt / Main · *Rabatte auf Anfrage*

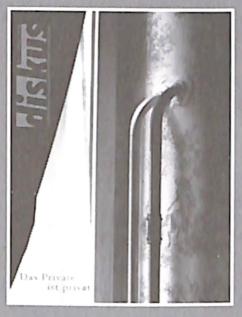


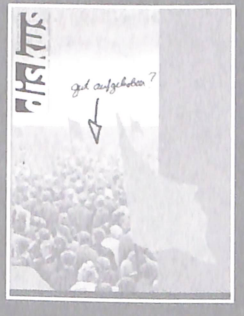












impressum

diskus · Frankfurter Student_innenzeitschrift

Heft Nr. 1.13 · Dezember 2013 · 52. Jahrgang

Anschrift: Mertonstraße 26-28 · 60325 Frankfurt

Tel: (069) 79 828 912 · Mittwochs 20 – 22 Uhr

E-mail: diskus@copyriot.com

Webarchiv: http://diskus.copyriot.com

Herausgeber_innen: Janne Krumbügel · Dominik Lux · Marina Mateo Martinez · Julian Stenmanns (ViSdP)

Redaktion: Jana Gawlas · Hannah Hecker · Felix Lang Oliver Linnenbach · Marina Martinez Mateo · Helge Petersen · Martín Steinhagen · Julian Stenmanns · Christian Sperneac-Wolfer · Lea Welsch

Heftredaktion: Lisa Gehrlein · Nikolas Lelle · Tobias R.L. Schmitz · Christian Sperneac-Wolfer · Sebastian Staab

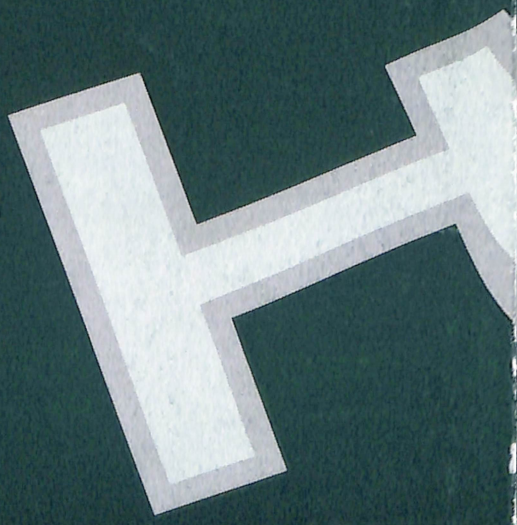
Satz: Oliver Schupp

Bildnachweise: Simon Burkhardt (S. 66, oben) · Tobias R.L. Schmitz (S. 66 unten, S. 67 oben, S. 68, S. 69) · Martín Steinhagen (S.65 unten, S. 67 unten) · Josse Straub (S. 64, S. 65 oben, S. 68 oben)

Belichtung & Druck: AFU Druck, Berlin

Auflage: Achttausend

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Preis: Bis Offenbach gratis – auswärts 2,5 Euro

Namentlich unterzeichnete Beiträge liegen in der Verantwortung der Autor_innen.